

Universität Leipzig
Institut für Philosophie
WS 2004/05

Georg Meggle
ProS: Einführung in die Philosophie – **Der Sinn des Lebens**

Die Frage nach der Frage: Das Leben ist wie ...

Wie was? (Sitzung vom 9.11.04) –

Antworten der Seminarteilnehmer

(3 Seiten)

Das Leben ist wie...?

Als die Aufgabe gestellt wurde, vergleiche das Leben mit irgendwas, war ich enthusiastisch, lief aufgeregt und voller Ideen nach Hause, berichtete meinem besten Freund von der Herausforderung. Schon nach fünf Minuten stand der Vergleich, wie sich heraus stellen wird nicht zum letzten mal, fest. Es sollte der Vergleich mit dem Theater sein. Die Überschrift lautete „ Das leben ein Theaterstück, die Welt eine Bühne.“

Ich fing also an zu schreiben, sortierte den Menschen im realen Leben, Vater, Mutter Freunde etc. Rollen im imaginären Theaterstück zu, geordnet nach Beziehungscharakter der Entsprechenden. So waren die Eltern z.b. wandelbare Theatercharaktere die je nach Lebenssituation des Protagonisten eine Hauptrolle spielten, aber auch gänzlich in den Hintergrund zu treten vermochten. Ich schrieb vier DNA 4 Seiten voll mit diesem Vergleich, doch mit einmal wurde es verwirrend. Die Kluft zwischen dem Leben und dem Theaterstück tat sich auf um beides nur wenige Minuten später in einander verschmelzen zu lassen so, dass ich keine Übersicht mehr behalten konnte. Schon Begriffsbestimmungen wie das *Leben an sich* oder die Frage wer im Leben der Regisseur sei, wie er im Theater nicht wegzudenken ist, brachten mich aus dem Konzept, ließen in mir die Frage aufkommen, zum ersten mal, ob ein Vergleich der Art überhaupt möglich ist. Ich brach diesen Versuch ab und begab mich noch einmal zum Ausgangspunkt der eigentlichen Überlegung.

Das Leben ist wie...?

Ich sah mir das Leben an. Seinen Aufbau in die unterschiedlichen Altersstufen, die geistige Entwicklung die diesen zugesprochen wird, bestimmte Manieren die Menschen in bestimmten Altersstufen scheinbar an den Tag legen, die gesellschaftlichen Strukturen denen ein Leben in hiesigen Kulturkreisen unterlegen ist, von übergeordneten Instanzen bis hin zu den kleinsten familiären Zusammenhalten und Hierarchien.

Dies geschah natürlich nicht binnen von Stunden, sondern von Tagen da ich das Leben das ich gedanklich sezierte, reell auch noch zu leben hatte. Im Zuge meines Lebens fuhr ich einen morgen in die Uni mit der Bahn. Dort kam mir die Idee eines neuen Vergleichs. Die Überschrift viel diesmal nicht ganz so leicht denn Leben und Straßenbahn in einen eingehenden kurzen Satz zu bekommen ist schwierig. Aber dieser Versuch sah vielversprechend aus, um meinen eigenen Gedanken auf die Sprünge zu helfen, bat ich im Internet ein paar Freunde um ihre Hilfe. Sie sollten mir via Chat, Assoziationen zu den Worten Leben und Straßenbahn geben. Sie halfen mir alle gerne und es kamen jede Menge Stichworte zusammen, die auch Verwendung hätten finden können.

Ich schrieb, verglich die Bahn als ganzes, also mit Schienen und Stromzufuhr sowie Haltestellen und Straßenbahndepots, mit dem Leben, das einen Anfangspunkt hat und einen Endpunkt, wie die Straßenbahn auch.

Von solch kleinen Widrigkeiten wie, dass die Bahn zwar eine Endhaltestelle hat, diese aber meist auch wieder der Startpunkt ist, was beim Leben unzweifelhaft nicht der Fall ist, es sei denn man lässt in seinen Überlegungen auch den esoterischen Wissenschaften ihren Platz, lies ich mich vorerst nicht abhalten.

Verglich weiter den vorgegebenen Schienenverlauf, mit dem im Leben vorgezeichnetem Lebensweg, den man mit seiner Geburt, erst mal zugewiesen bekommt und konnte auch noch den Vergleich herleiten, dass ein Mensch als vernunftbegabtes Wesen natürlich in der Lage ist, seinen Lebensweg aktiv zu beeinflussen und auch eine Bahn könne ja, wenn die Weichen

umgestellt werden würden, einen anderen Weg fahren, wobei mir diese Argumentation selber nicht fundiert genug war, denn schließlich könnte die Bahn ihre Fahrtrichtung nur ändern, wenn ein Mensch dies für sie in die Wege leiten würde.

Ganz ins Trudeln geriet ich dann, als ich mir wieder die Frage stellen musste, was für eine Rolle ich der Stromzufuhr im übertragenem Sinne, im realen Leben geben sollte. Wieder diese übergeordnete Kraft, die alles zu leiten schien, wie der Regisseur das Theaterstück leitete.

Ein Theaterstück ist nichts ohne einen Regisseur so wie eine Straßenbahn nichts ist ohne ihre Stromzufuhr, ohne was ist das Leben nichts, war die Frage die sich mir als nächstes stellte.

Ich fand zunächst einmal die Religionen, sie könnten so etwas wie eine leitende Kraft darstellen ohne die ein Leben nichts ist.

Aber alles in mir sträubte sich bei dem Gedanken daran, Verantwortlichkeit an eine Gottheit abzugeben, an die zu glauben ich nicht im Stande bin, weil mein Verstand mir immer wieder rationale Gründe dagegen liefert.

Ich verwarf auch diesen Versuch und begab mich abermals an den Ausgangspunkt der Überlegung.

Das Leben ist wie... ?

Es war eine gestellte Aufgabe und man stellt schließlich keine Aufgaben, wenn sie nicht lösbar sind, oder doch?

Ich änderte die Betrachtungsweise und versuchte mich dem Leben als System zu nähern, die größeren Zusammenhänge zu betrachten, nicht so sehr die einzelnen Strukturelemente, sondern alles im Zusammenspiel.

Ich fand Gruppendynamiken und Einzelgängertum, Gruppenzwang aber auch Zusammenhalt in Gruppen, Leben heißt, es mal alleine zu tun und mal in Gruppen.

Verschiedene Menschen übernehmen verschiedene Rollen in ihrem Leben, je nach ihrem Charakter, sind sie eher still und schüchtern oder laut und der Klassenclown.

Ich hielt die Begrifflichkeiten beabsichtigt oberflächlich und legte sie einfach fest in dem Wissen, dass jeder versteht wie es gemeint ist, wenn die Rede vom Klassenclown war.

Mit dieser Betrachtungsweise ließ der Vergleich auch nicht lange auf sich warten.

Die Unicafereteria, dieses in sich geschlossene System schien mir geeignet zum vergleichen.

Findet man doch auch dort die einzelnen Gruppen mit ihren ganz eigenen Dynamiken und die Einzelgänger die alleine vor ihren Kaffee sitzen, zumindest am Anfang des Semesters, denn an einer Uni finden sich Einzelgänger zu Gruppen zusammen, die dann den neuen Spielregeln der Gruppe gegenüberstehen.

Es gibt die gute Fee in weiß, die dann und wann eine Brise Salz ins Kaffeepulver streut, damit's besser schmeckt. Wie die Mutter im realen Leben, die ab und an mal eine Brise Euros dem Kind zukommen lässt, damit's besser schmeckt.

Im Leben und der Cafeteria gab es eine Menge zu vergleichen, aber die Vergleiche wurden mehr und mehr zu einer Aufzählung von Gleichheiten in den eigentlich einzelnen Systemen.

Je weiter ich mich, mal in die eine mal in die andere Struktur, gedanklich hinein begab, desto weniger konnte ich sie noch auseinander halten.

Konnte sie nicht mehr getrennt von einander betrachten und dann mit einander vergleichend gegenüberstellen.

Mit mir und meinem Verstand im Zweifel trat ich noch einmal den Rückzug zum Ausgangspunkt der Überlegung an.

Eine neue Betrachtungsweise wäre eine Möglichkeit um erneut einen Versuch des Vergleichens zu starten.

Aber mir schien, als ob das allein mein Problem nicht lösen würde.

Ich beschloss also mich dem Problem selbst anzunehmen und Notfalls noch ein paar Tage Zeit für die Aufgabe zu erbitten.

Das Problem das sich früher oder später einstellte war, dass sich die Grenzen zwischen dem Leben und dem zum Vergleich Gezogenem nicht mehr klar stecken ließen.

Es wurde unklar auf was genau sich die Vergleiche bezogen oder es gab gleich gar keinen realen Bezugspunkt mehr, wie z.b. beim Regisseur und der Stromzufuhr für die Straßenbahn.

Die rechte Lösung wollte sich nicht finden lassen, ich begann im Kreis zu denken und drehte mich auf der Stelle.

Ich beschloss das Geschriebene ruhen zu lassen, meinen Gedanken dies bezüglich eine Pause zu gönnen und mich anderem zu widmen, manchmal kommen die Lösungen über Nacht, in meinem Falle war es über ein Telefonat.

Eine liebe Freundin rief zu einer Runde Gesprächen an und wir plauderten über alles mögliche bis wir schließlich bei den an uns gestellten Aufgaben landeten. Sie berichtete über ein Referat das ihr Kopferbrechen bereitete und ich erzählte ihr von der scheinbar unlösbaren Aufgabe des Vergleichens.

Nach dem ich ihr mein Problem damit geschildert hatte, sagte sie folgenden Satz:
„ Na da muss man ja auch schon ganz schön abstrakt denken, oder wie willst du sonst das große Ganze mit einem Bruchstück aus sich selbst heraus vergleichen?“

Noch einmal zurück an den Anfang der Überlegung.

Das Leben ist wie...?

Ich sah mir noch die Listen der verschiedenen Vergleiche an und fand eine signifikante Übereinstimmung, die mir bis dahin noch nicht aufgefallen war.

Sie werden alle gelebt.

Daraus ergab sich für mich folgender Vergleich:

„Das Leben ist wie alles, denn alles was ist, ist nur, weil es Leben gibt.“

Das Leben – ein Puzzle (2 Seiten)

Meiner Meinung nach kann man das Leben sehr gut mit einem Puzzle vergleichen, dessen Bild man im Laufe seines Lebens selber gestaltet.

Mit jedem Puzzleteil, das sich an ein anderes fügt, gewinnt das Gesamtbild an Klarheit.

Zu Anfang jedoch ist noch völlig ungewiss, wo man beginnen soll, auf welches Ziel man hinarbeitet. Es stehen einem alle Möglichkeiten offen.

Doch gleichzeitig hat jeder Schritt, den man geht, jedes Puzzleteil, das man wählt, seine Folgen. Auch, wenn eine Entscheidung zuerst unwichtig, ja sogar nichtig erscheinen mag, so hat doch alles eine bestimmte Wirkung auf das Gesamtergebnis, prägt doch jedes Puzzleteil das spätere Bild. Das bedeutet, dass man sich bewusst sein sollte, dass man schon von Anfang an die Weichen für den weiteren Verlauf seines Lebens stellt.

Die Puzzleteile sind in diesem Vergleich nicht speziell mit einem Begriff gleichzusetzen; Sie sind die Erfahrungen eines Menschen, seine Entscheidungen, seine Fehler und Erfolge, vereinfacht könnte man sie als zeitliche Einheiten des menschlichen Lebens bezeichnen.

Im Verlaufe eines Lebens kommt Schritt für Schritt ein weiteres Puzzleteil dazu, das den eingeschlagenen Weg zunehmend genauer definiert. Ein einzelnes Teil mag ohne größere Bedeutung erscheinen, doch es bildet stets die Brücke von einem vergangenen zu einem zukünftigen Abschnitt, durch seine spezielle Form legt es zumindest die eine ergänzende Seite des kommenden Teiles fest.

Auf das Leben bezogen heißt das, dass jede unserer Entscheidungen, jede unserer Handlungen sich auf die Zukunft auswirkt, ihre Konsequenzen zwangsläufig nach sich zieht. Doch da man an ein Puzzle nicht nur nach vorne, sondern auch seitlich anlegen kann, zeigt in diesem Vergleich, dass unser Handeln stets Kreise um sich zieht: Der Weg, den wir einschlagen betrifft eben nicht nur uns alleine, unsere Entscheidungen haben immer auch Auswirkungen auf unsere Umgebung, auf unsere Mitmenschen.

Um mein Puzzle zusammenzusetzen muss ich also umsichtig vorgehen, ich sollte stets auch die umliegenden Teile, ihre Formen, im Auge haben. Denn ein Teil hat vier Seiten, vier mögliche Brücken.

Manchmal wird es mir schwerer fallen, dass für meine Situation passende Teil ausfindig machen zu können, in einigen Fällen werde ich meine Entscheidung wohl noch mal überdenken müssen. Doch wie es uns in unserem Leben in einigen Fällen auch möglich ist, unsere Fehlentscheidungen zu revidieren, so können wir gelegentlich auch noch ein unpassendes Puzzleteil wieder austauschen. Wichtig ist hier nur, genau wie im Leben, dass das meist nur innerhalb von kurzer Zeit möglich ist; Ist erst einmal zu viel Zeit vergangen, so haben sich alle weiter angefügten Teile schon nach dem einen falschen gerichtet. Man sieht also, ein kleines Teil kann schon die zukünftige Richtung angeben.

Eine weitere Parallele zwischen einem Puzzle und dem Leben besteht darin, dass das Gesamtbild sich Stück für Stück aufbaut und erst am Ende, erst nach anfügen des letzten Teiles vollständig zu erkennen ist.

Erst am Ende wird der Gesamtsinn des aus so vielen Teilen bestehenden Bildes sichtbar, es wird deutlich, dass ein Teil auf dem anderen aufbaut, das alles in einem großen Zusammenhang steht, das ein Teil das andere bedingt. Es lässt sich ein Weg vom ersten bis zum letzten Teil verfolgen, der zwar verworren sein mag, immer aber doch zeigt, wie wir von unserem Anfang bis zu der Stelle, an der wir uns nun befinden, gelangt sind. Wenn man den Vergleich nun weiterführt und jedes Leben als ein Puzzle sieht, das sich insgesamt zu einem Lebenspuzzle zusammenfügt, wird noch deutlicher, wie die eingeschlagenen Wege unseres Puzzles sich durch unser Anfügen mit den Lebenspuzzles anderer Menschen verknüpfen. Mit wie vielen Puzzles das unsere wie eng und auf welche Weise verbunden ist, legen wir in den meisten Fällen im Verlauf unseres Lebens selber fest.

Wenn man das Leben als Puzzle betrachtet ist es auch möglich, die Vorstellung von einem Gott mit einzubeziehen. In einem Puzzle würde dieser wohl die Aufgabe übernehmen, uns die vielen verschiedenen Puzzleteile zur Verfügung zu stellen, wobei uns, wie im Leben, die Verantwortung, die Entscheidungsgewalt bleiben würde, aus der Menge an Teilen das uns am geeignetsten scheinende auszuwählen; Eben die Macht, unser Puzzle selber zu designen, unser Leben selber zu gestalten.

(2 Seiten)

Das Leben ist eine Funktion

Im letzten Seminar wurden verschiedene „Modelle“ zur besseren Vorstellung des Begriffes „Leben“ diskutiert. Dabei stellte sich sehr schnell heraus, dass jeder der Anwesenden seine ganz eigene Idee, oder besser, ein eigenes Bild im Kopf hat, wenn er oder sie an das Leben denkt. Dabei entstand für mich der Eindruck, dass all diese verschiedenen Definitionen auf den unterschiedlichen Interessen und den spezifischen Lebenserfahrungen der Menschen basieren.

Ich bin Physikerin bzw. möchte es gerne werden. Das erklärt eventuell warum ich bestrebt bin mir die meisten Dinge im Leben möglichst rational verständlich zu machen. Aus dieser Absicht ergibt sich daher meine Vorstellung, dass das Leben eine Funktion mit einem definierten Anfangswert- und Endwertproblem ist. Diese Idee mag im ersten Moment vielleicht etwas abwegig erscheinen bzw. ist für „Nichtphysiker“ völlig unverständlich, deshalb soll die folgende Erklärung einen Versuch darstellen mein persönliches „Denkmodell“ etwas klarer werden zu lassen.

Also, was meine ich, wenn ich sage: „Das Leben ist eine Funktion“? –Zur Darstellung einer Funktion muss zunächst einmal ein Bezugssystem, in dem die Beschreibung stattfinden soll, definiert werden. Zu diesem Zweck stelle man sich ein rechtwinkeliges, 2-dimensionales kartesisches Koordinatensystem vor, in welchem die x-Achse der Zeitskala für ein Menschenleben entsprechen soll. Die y-Achse wird, wie gewohnt, als Skala der Funktionswerte, die in diesem Fall die Lebensqualität bzw. den emotionalen Zustand eines Menschen charakterisieren sollen, benutzt. Je höher ein Punkt in diesem Koordinatensystem liegt, desto besser geht es der betrachteten Person. Mit dem soeben definierten Koordinatensystem ist es damit möglich jedem Zeitpunkt eines Menschenlebens einen Funktionswert der „Lebenskurve“ zuzuordnen. Aber bevor ich beginne eine mögliche „Lebenskurve“ in diesem Bezugssystem verbal zu konstruieren, möchte ich die oben schon erwähnten Anfangs- und Endwerte kurz erläutern.

Wie unschwer zu erraten ist, handelt es sich hierbei um die Geburt und den Tod. Die Geburt kennzeichnet im Koordinatensystem des Lebens den Nullpunkt. An dieser Stelle beginnt die Zeitrechnung einer Existenz und hier entspringt auch die Funktion des Lebens. Dabei nehme ich an, dass im Moment der Geburt noch keinerlei Gefühle vorherrschen und somit dem emotionalen Zustand des Menschen und damit seiner empfundenen Lebensqualität noch kein Wert zugeordnet werden kann (y-Wert ist Null).

Für den Endwert der Lebensfunktion, also den Tod, sieht das etwas anders aus. Zwar ist sein Zeitpunkt durch biologische Gegebenheiten (oder, für den der daran glaubt, durch das Schicksal) ebenfalls vorbestimmt, doch variiert der Wert der Lebenskurve von Person zu Person; ganz nach dem Maß an Zufriedenheit, welches der jeweilige Mensch in seinem Leben erlangt hat.

Die auf diese Art und Weise definierten Zustände, die unumgänglich die Kurve eines Lebens beschränken, geben dem betreffenden Menschen, wenn auch leicht in seiner Freiheit beschnitten, die Möglichkeit sein Leben in den vorgegebenen Grenzen zu gestalten; seiner Lebensfunktion Anstieg, Abfall und Schwankungen zu geben.

Nun zur Funktion eines Lebens selbst: Wie soll diese Funktion aussehen? –Diese Frage kann leider nicht konkret beantwortet werden, da jedes Leben in anderen Bahnen verläuft, die Menschen sich unterschiedlichen Gegebenheiten anpassen müssen und nicht jeder die gleichen Fähigkeiten besitzt um den Verlauf seiner Kurve zu beeinflussen. Ganz allgemein kann jedoch die These aufgestellt werden, dass die „Lebensfunktion“ eine Überlagerung von verschiedenen Funktionstypen darstellt. Des Weiteren ist anzunehmen, dass jede Funktion eines Menschen zumindest einen Sinus-Anteil besitzt, der, wie für eine Sinus-Kurve üblich, periodische Höhenschwankungen in der Kurve verursacht. In welchen zeitlichen Abständen die Höhen und Tiefen auftauchen hängt von der emotionalen Stabilität des Menschen ab. Diese wird durch verschiedene Umwelteinflüsse, sowie das Zusammenleben mit anderen Menschen (Freundschaft, Streit, Erfolge, Misserfolge etc.) beeinflusst. Die erwähnten Einwirkungen können in diesem Zusammenhang als konstante Faktoren multiplikativ oder additiv in die Lebensfunktion eingefügt werden. Sie strecken oder stauchen somit die

Auslenkungen der Sinuskurve bzw. heben oder senken die gesamte Funktion um einen bestimmten Wert, wodurch sich die Lebensqualität entsprechend erhöht oder verschlechtert.

Außerdem können dieser Sinusfunktion beispielsweise sowohl eine linear ansteigende als auch eine linear fallende Funktion oder gar ein natürlicher Logarithmus, der für eine genügend große Lebenszeit die Lebensfunktion gegen einen konstanten Wert streben lässt, überlagert sein.

„Aber wo bleibt denn da die menschliche Selbstbestimmung?“ mag man fragen. –Die steckt in den frei wählbaren Konstanten, die an den unterschiedlichsten Stellen in der Gleichung des Lebens zu finden sind. Je nachdem wie diese Faktoren von dem Einzelnen gewählt werden, bekommt die Kurve eine bestimmte Richtung. Es liegt nun an Jedem selbst diese Konstanten zu erkennen und für sich richtig zu wählen um eine Lösung in seinem eigenen Anfangs- und Endwertproblem zu finden.

Das Leben ist eine Prüfung

In meinen nächsten Ausführungen möchte ich primär darauf eingehen warum für mich persönlich das Leben eine Prüfung ist, allerdings erscheint mir auch die Beantwortung folgender Frage wichtig: „Warum könnte das Leben auch für andere Menschen eine Prüfung sein?“. Um diese beiden Punkte zu klären muss man sich erst um eine Begriffsdeutung der beiden Worte ‚Leben‘ und ‚Prüfung‘ bemühen.

Schon bei der Deutung des Begriffs Leben erliegt man einigen Schwierigkeiten, da der Begriff Leben stets aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten ist. So wissen wir, dass das Leben eine spezifische Zeitspanne oder Daseinsform eines Organismus ist. So ist das Leben im Bezug auf meinen Text als ein physischer und psychischer Prozess, ein Selbstdasein zu betrachten. Das Leben als biologische Entwicklung aller Dinge soll an dieser Stelle außen vor stehen. Ich möchte allerdings besonders den psychischen Aspekt hervorheben.

Besonders die psychische Komponente, der ein jeder Mensch in seinem Leben unterliegt, ist das was das Leben überhaupt zu einer Prüfung macht, da wir als Menschen einfach verletzlich und fehlbar sind. Doch was ist überhaupt eine Prüfung?

So scheint uns die Prüfung in Form eines Leistungsnachweises aus der Schule oder im Studium geläufig zu sein. Doch eine Prüfung ist nicht nur dies. Im Grunde gilt es die Erreichung eines spezifischen Maßstabes oder Ideals zu *überprüfen*. So kann die Prüfung eine Prüfung an uns selbst oder an andere sein. Warum sollte das Leben nun eine solche sein?

Wir unterliegen in verschiedenen Lebenslagen einer Prüfung durch andere oder durch uns selbst. In beiden Fällen setzt man sich ein Ideal, das es gilt zu erreichen oder nicht. Man kann in der Erreichung dessen auf dem besten Wege sein oder an der Prüfung scheitern.

Wie werden wir also durch andere geprüft?

So haben uns unsere Eltern in unserer Kindheit und Jugend so manche Prüfung gestellt. Uns mit Fehlern konfrontiert oder uns vor so manche Wahl gestellt. So setzten sie in uns bestimmte Ideale, die sie versuchten in uns zu verwirklichen, was man da wohl Erziehung nennt.

Heute da wir erwachsen sind werden an uns durch unsere sich mit der Zeit veränderten Lebensverhältnisse völlig neue Anforderungen an den Menschen gestellt. So ist es schon allein eine Prüfung, mit Beginn unserer Geburt, diesen Anforderungen zu entsprechen. Anforderungen, wie sich in eine Gesellschaft einzugliedern und dort unsere Anerkennung zu finden. So besitzt unsere Gesellschaft meiner Meinung nach eine gewisse Erwartungshaltung. So werden Erwartungen an jedes Neugeborene gestellt, was es in seinem Leben für die Gesellschaft zu *leisten* hat. Gerade die *Leistung* spielt in unserer bestehenden Gesellschaft eine große Rolle. So ist es auch nicht verwunderlich, dass gerade die Leistungskomponente, das heißt der Wunsch etwas im Leben beruflich zu erreichen, und die damit verbundene Erwartungshaltung der Gesellschaft einen großen Druck auf einen Menschen ausüben können. Auch für mich sind die Erwartungen unserer Leistungsgesellschaft teils mit Ängsten behaftet. Die Angst z.B. nicht das beruflich zu erreichen, was ich mir wünsche, vielleicht auch arbeitslos zu sein, auf alle Fälle nicht den nötigen Erfolg zu erreichen, den ich mir erstrebt habe. So spielt für mich aber nicht nur die berufliche Anerkennung eine Rolle, sondern auch die von Freunden oder mir nahe stehenden Personen. So setzen auch diese in mich auch eine bestimmte Erwartungshaltung, die ich zu erfüllen habe. Beispiele wären dafür ihnen vertrauensvoll gegenüber zu treten oder ihnen in schwierigen Lebenslagen behilflich zu sein und ihnen ein offenes Ohr zu bieten.

Generell ist zu sagen, dass jegliche Dinge die mit Erwartungen von anderen verbunden sind schon einen Maßstab oder ein Ideal setzten und man somit durch diese einer Prüfung unterliegt. Doch man wird nicht nur durch andere sondern auch durch sich selbst geprüft. So setzt man auch in sich selbst Erwartungen und Ideale, die man sich wünscht zu erreichen. Diese Ideale könnten vielleicht der „Sinn des Lebens“ direkt sein oder könnten zumindest das sein, was das Leben erst sinnvoll macht.

So ist zumindest eines meiner persönlichen Ideale eines Lebens (das mag jetzt spießig klingen) eine glückliche Ehe zu führen und gesunde Kinder in die Welt zu setzen und groß zu ziehen. Somit ist es für mich sehr wichtig mich in Zukunft familiär entfalten zu können. Andere Ideale wären zum Beispiel ein guter Freund für andere sein zu können, keinem Schaden zuzufügen und vieles mehr.

Nicht selten werden wir mit Fragestellungen (Lebensfragen) konfrontiert wie nach dem „Richtig“ oder „Falsch“ unserer Handlungen oder unseres Denkens.

Das Handeln und Denken sind zwei wichtige Komponenten für die Erfüllung unserer Ideale und auch sie unterstehen stets einer *Selbstprüfung*. Wie ich schon im vorangegangenen Text erklärt habe wird dieses Handeln und Denken nicht nur durch mich selbst sondern auch durch andere geprüft.

Auf dem Weg meine Ideale zu erreichen *prüfe* ich mich stets selbst, ob ich meinen Vorstellungen näher komme oder abweiche. Durchaus ist es eine Prüfung persönliche Zielsetzungen zu erreichen.

So ergibt sich, dass das ganze Leben eine Prüfung ist bis zum Ende, das da heißen mag „Tod“.

„Das Leben ist wie ein Buch“

Wenn ich mir überlege, mit was ich das Leben vergleiche könnte, fallen mir mehrer Sachen ein. Zum Beispiel, das Leben ist wie das Meer, das Leben ist wie ein Blatt Papier oder auch das Leben ist wie ein Buch. Während ich mir so überlege mit was das Leben verglichen werden kann, geht mir der Gedanke mit dem Buch nicht aus dem Sinn.

Das Leben ist wie ein Buch, ein Tagebuch? Ein Roman?

Wenn das Leben wie ein Buch ist, was ist es dann für ein Buch, warum ist es überhaupt wie ein Buch und vor allem wer schreibt dieses Buch?

Für mich beinhaltet dieses Buch beide Seiten. Zum einen ist es ein Tagebuch und zum anderen ein Roman. Also, wenn das Leben wie ein Buch ist, dann stehen alle Ereignisse, jeder Moment, jede Sekunde in ihm. So das man alle Informationen, soll heißen, alle Gedanken, Träume, gesprochene oder gedachte Wörter in ihm wieder findet. Geht es dabei um sehr intime und private Ereignisse, dann gleicht es mehr einem Tagebuch, denn wie sagt man oft so schön, „in meinem Kopf kann keiner hineinsehen“. Manchmal auch zum Glück. So bleiben solche Sachen dann der Außenwelt verborgen. Aber es gibt auch ein öffentliches Leben, ein Leben welches sich außerhalb der Gedankenwelt widerspiegelt, somit Einfluss auf die Umwelt hat und von der Umwelt beeinflusst wird. Dieser Teil des Lebens ist mit der Romanform des Buches zu Vergleichen. Dies sind die Seiten, welche jedem zugänglich sind. Mitunter kommt man auch von diesen Seiten des Buches auf Seiten des Tagebuchs aber dies ist schwierig, denn hierfür benötigt es schon eine enorme Fähigkeit des zwischen den Zeilen Lesens. Also könnte man sagen, es gibt einen offiziellen und einen inoffiziellen Teil des Buches. Doch dies ist nicht so, denn es wechselt von Wort zu Wort und von Zeile zu Zeile hin und her zwischen dem offiziellen und inoffiziellen Teil.

Somit ist das Leben gut mit einem Buch zu vergleichen oder? In diesem Bereich scheint es das dies passt aber es stellt sich doch auch die Frage, wer schreibt das Buch, wer ist der Autor und wer verlegt es oder wird es überhaupt verlegt? Diese Fragen machen den Vergleich schon etwas schwieriger. Bevor wir geboren werden, schreiben die Eltern die ersten Seiten des Buches. Auch in den ersten Lebensjahren bleibt dies so. Doch mehr und mehr schreiben auch Leute von außerhalb an dem Buch mit. Sei es die liebe Frau im Kindergarten, der schimpfende Nachbar, die mit Sorge und Liebe übervollen Großeltern oder später der Lehrer, der Chef, der Professor und so viele mehr. Somit könnte der Eindruck entstehen, das das Buch gar kein Buch ist welches man alleine schreibt, sondern eines ist an dem jeder, der in unser Leben tritt, seine Zeichen hinterlässt. Oder könnte man auch fragen, ob das Buch nicht nur von uns und den Menschen unserer Umgebung geschrieben wird, denn viele glauben an einen Weg der vorbestimmt ist, also an das Schicksal oder an Gott. Das hieße, das das Buch schon geschrieben ist, bevor wir eine Möglichkeit haben unsere eigene Geschichte zu schreiben. Oder vielleicht sind auch nur die Zeilen schon vorgegeben und wir haben nun die Aufgabe sie zu füllen. Wir sind also in keinem Fall der alleinige Autor unseres Buches. Ob nun unsere Umwelt, das Schicksal oder Gott mitschreibt, allein schreiben wir auf keinen Fall. Doch wozu nützt dieses schreiben, dieses füllen von Seiten, welches wir ständig betreiben? Ist das Buch wichtig? Hat es irgendeinen Sinn, einen Zweck?

Also, die Frage nach dem ob das Buch verlegt wird. Wäre es nur ein Tagebuch, dann bräuchten wir nicht nach dem Zweck zu fragen, auch nicht ob es verlegt wird aber, da wir anfangs festgestellt haben, das das Buch kein Tagebuch allein ist, sondern eines an dem viele mitschreiben und welches zu Teilen von vielen gelesen wird. Müssen wir, um uns dem Zweck zu nähern, differenzieren und zwar in zwei Unterpunkte, zum ersten dem Zweck zu Lebzeiten und dem Zweck nach unseren Ableben. Also stellt sich uns die Frage nach dem Sinn, dem Zweck unseres Buches. Dies ist, auf das Leben bezogen, gleich zu setzen mit der Frage nach dem Sinn, dem Zweck, des Lebens. Doch das Beantworten dieser Frage, wäre aus meiner derzeitigen Position sehr anmaßend.

Jedoch möchte ich sagen, das für mich jedes Buch was geschrieben wird einen Platz in der großen Bibliothek verdient hat, doch es gibt nur wenige Bücher welche ihre Zeit überdauern und auch nach ihrer Beendigung nochmals aus dem Regal genommen werden um einige Kapitel nachzulesen.

Das Leben ist wie ein Buch, egal ob Tagebuch, Roman, Bestseller oder Groschenlektüre, geschrieben wird alles, doch gelesen immer nur ein kleiner Teil. Jede Seite trägt ihre Merkmale ob Randnotizen oder Eselsohren. Somit ist jedes Buch individuell und einzigartig wie der Mensch und sein Leben.

(2 Seiten)

**“Das Leben- ein Film“
oder doch besser
“Die Bühne des Lebens“?**

Versuch der Erläuterung zweier Analogien

„Für mich ist das Leben wie ein Film“ –leicht lässt sich so etwas dahinsagen und man denkt dabei an große Gefühle, Action, Spannung oder Ähnliches –daran halt, womit man sein Leben identifizieren kann oder jedenfalls wünscht, es damit identifizieren zu können.

Doch was sagt man da eigentlich, wenn man das Leben mit einem Film vergleicht? Grundlage aller weiteren Gedanken müsste zunächst einmal eine Begriffsklärung sein: “Film“ –was ist das? Schlägt man nun in gängigen Lexika nach, findet man dort als erste Bedeutung: „...dünne Schicht...“ und kann auch noch weiter nachlesen, dass im heutigen Sprachgebrauch “Film“ „...die überwiegende Bedeutung [...] von Aufnahme –und Wiedergabematerial in allen Bearbeitungsstadien, d.h. projizierbare, teils vertonte, farbige, bzw. schwarz-weiße Bewegungsbilder...“ innehat. (Meyers Taschenlexikon Bd. 4, 1996). Nun gut, das hilft uns wahrscheinlich auch nicht unbedingt weiter. Einigen wir uns also darauf, “Film“ einfach in einem weiteren Sinne zu verwenden –und zwar als Fernseh –oder Kinofilm, so wie es die verbreitetste, allgemeine Definition ist.

Versucht man nun, einen solchen Film mit dem Leben zu vergleichen, müsste die Übertragung der Bedeutungen wohl ungefähr so aussehen: Die Schauspieler wären hier die Menschen, bzw. der Mensch. Der Handlungsrahmen würde von Geburt und Tod des Menschen eingegrenzt und die Handlung selber würde von den Dingen gebildet, die ihm im Laufe seines gesamten Lebens geschehen. Doch spätestens an diesem Punkt gerät der Vergleich ins Stolpern. Man sagt zwar immer, das Leben schreibe die besten Geschichten, doch ist es nicht so, dass Filme nur das Leben jener Menschen festhalten, denen die erstaunlichsten, schrecklichsten, abenteuerlichsten, etc. Dinge passieren? Stelle man sich das (langweilige) Leben eines Mannes vor, der den ganzen Tag vorm Fernseher sitzt, nicht arbeiten geht und auch sonst keinerlei soziale Bindung eingeht. Für ihn ist ein Tag wie der Andere und nie passiert etwas besonderes –und das sein ganzes Leben lang.

Würde ein solches Leben jemals vom Film festgehalten werden? –Sicher nicht. Schon hier wird klar, dass man den Vergleich also nicht unüberlegt auf alle Gebiete ausbreiten kann. Noch stärker wird aber dieser Widerspruch, wenn man folgendes bedenkt:

Gelte die Analogie, wären wir also Alle Schauspieler –doch sieht man sich nun die Grundstruktur eines jeden Filmes genauer an, so müssten wir folglich auch jeder eine vorgeschriebene Rolle haben, die uns von übergeordneter Instanz zugeteilt wurde und die wir zu “spielen“ hätten. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wäre das Leben im Vergleich “Leben –Film“ also zwangsweise ein Leben für einen –so könnte man sagen– übergeordneten und überirdischen Regisseur oder –auf das wahre Leben übertragen- einfach Gott (Was auch immer man sich unter diesem Begriff vorstellt). Der Gedanke der Freiheit, der uns alle treibt und so mancher Existenz erst einen Sinn verleiht, wäre hiermit eliminiert, da wir ja alle nur eine uns auferlegte Rolle spielen müssten und folglich nicht selber über unser Tun und Lassen entscheiden können.

Noch dazu macht der Film –und das ist noch viel schlimmer- Abstriche bei der

Wertigkeit der Rollen. So kommt der Hauptrolle ein sehr hoher, der Komparsenrolle ein dementsprechend niedriger Wert zu. Dies wäre –auf das wahre Leben übertragen- ein fatales Vergehen gegen die Menschlichkeit und somit moralisch unverzeihbar, da schließlich jedes Leben gleichwertig ist oder es (nach Grundgesetz) zumindest sein sollte.

Man merkt, dass unser Vergleich an vielen Ecken und Enden hinkt und somit wohl kaum zu rechtfertigen ist. Das liegt, meiner Ansicht nach, vor allem daran, dass der Film –als Fernsehfilm oder Ähnliches- lediglich versucht, das Leben nachzuempfinden und keine direkte Abbildung ist. Es wird zwischen einem Film und dem realen Leben niemals eine 1:1- Beziehung geben!

Mit dem Nachdenken über die Analogie "Film- Leben", die sich an so vielen Stellen als nicht zu ziehen herausstellte, zog ich auch noch einen anderen Vergleich in Betracht, welcher mir beim weiteren Nachdenken immer besser gefiel und immer treffender erschien: der nämlich von dem Leben als eine Bühne. Allein deshalb schon, weil der Begriff der "Bühne" viel freier und ungebundener ist. Die "Bühne des Lebens" kann jeder Ort sein, an dem Menschen handeln und in Kontakt treten. Dabei ist es diesem weiten Begriff der Bühne als "Bühne des Lebens" egal, ob diese Menschen nun besonders kuriose oder überraschende Schicksale haben.

Aus einer anderen Sicht betrachtet, gibt es die verschiedensten Arten von Stücken, die auf einer Bühne aufgeführt werden können; zum Beispiel Drama, Tragödie, Komödie, etc. Es ist dabei nicht vorgeschrieben, welches Stück nun gerade gespielt werden soll. So kann man auch im Leben –oder sollte es zumindest können- frei entscheiden, welche Lebensweise man nun für sich realisieren will: man wählt eine "Spielart" aus dem großen "Bühnenplan". Wie im wahren Leben ist es bei der Bühne offen, wer auftritt und was gespielt wird. Dementsprechend entscheidet sich der freie, selbstständige Mensch selber für eine Rolle, die er gern übernehmen will und –vor allem- mit wem er gerne "spielen" will.

Auf der "Bühne des Lebens" treffen die unterschiedlichsten Charaktere aufeinander und agieren –im Idealfall- frei miteinander...

Wie auch immer man über diese Gedanken urteilen mag, es ist ja letztlich jedem freigestellt, mit was er das Leben gerne vergleichen würde und welche Analogie ihm am treffendsten erscheint –ich für meinen Teil habe in der Bühne einen recht guten Vergleich gefunden.

Noch ein abschließender Gedanke: Film hin, Bühne her –trete ich nun von meiner Beweisführung einen Schritt zurück, fällt mir eine fast schreiende Gemeinsamkeit auf, die ich bisher außer Acht ließ: Film oder Bühne, alles beides ist so vergänglich wie das Leben: Man weiß nicht, wie, wo und wann es passiert, doch selbst beim schönsten und längsten Film sind einmal die Worte „The End“ zu lesen und irgendwann senkt sich für jeden von uns der unausweichliche Vorhang über die "Bühne des Lebens"...

(1 Seite)

Das Leben – eine Zugfahrt

Auf der gedanklichen Suche nach einem geeigneten Gleichnis für das ‚Leben‘ hatte ich bereits einige gute und auch weniger gute Ideen verworfen, als mir auf der Strecke zwischen Leipzig und Jena, kurz vor der Ankunft, das sprichwörtliche Licht aufging. Was könnte passender für die Beschreibung des Lebens sein, als eine Zugfahrt? Sicher keine sehr poetische Analogie, doch dafür direkt aus dem Leben selbst gegriffen. Und so sollte solch eine Beschreibung meines Erachtens auch sein – verständlich und klar. Das Leben selbst ist bereits komplex, vielschichtig und manchmal anstrengend genug, als dass man es durch unsinnig aufdringliche Erklärungen noch komplizierter machen sollte.

Im Folgenden wird das Leben mit einer Zugfahrt gleichgesetzt und die beiden Begriffe synonym verwendet. Warum mir der Vergleich so treffend erscheint, verdeutlicht hoffentlich meine subjektive Beschreibung der Zugfahrt allgemein: Ein Zug befördert unter anderem Menschen von einem Ort zum anderen, zum Teil über kurze Strecken, aber auch über Ländergrenzen. Hier treffen Menschen aufeinander, die sich für lange oder auch kurze Zeit begleiten oder aber nur nebeneinander existieren. Eine Fahrt bedeutet Bewegung, gleich dem Leben, welches niemals stillsteht, wie sehr man sich das in bestimmten Situationen auch wünschen mag.

Das Leben, also die Zugfahrt eines Menschen, beginnt mit seiner Geburt. Hier kann der kleine Reisende noch nicht bestimmen oder selber mitentscheiden wohin ihn sein Weg führt. Sein Einstieg und die ersten Kilometer oder auch Lebensjahre werden von den Eltern oder verantwortlichen Erwachsenen Reisenden bestimmt, die ihn mitunter für längere Zeit auf dieser ersten Etappe seiner Zugfahrt begleiten werden. In dieser Zeit lernt er die Regeln des Zugfahrens kennen, welche ihm auf dem Rest seiner Fahrt das Leben erleichtern oder auch erschweren werden.

Nun gibt es natürlich nicht nur einen Zug, der alle Menschen befördert, doch den ersten kann sich keiner aussuchen. Es hat jedoch jeder die Chance im Laufe der Fahrt den Zug zu wechseln. Das Schöne am Zugfahren ist doch, dass man überall hingelangt, wenn man den richtigen Zug ‚erwischt‘. Einige Reisenden scheinen sich in dieser Hinsicht jedoch schlauer anzustellen als andere. Auch steht in den Regeln nicht, wie man den richtigen Zug für sich findet. Es gibt zwar Pläne, die das Suchen erleichtern sollen, doch können diese statt hilfreich genauso oft auch verwirrend anmuten.

Die bereits erwähnten Mitreisenden sind es vor allem, die neben dem angepeilten Ziel die Zugfahrt prägen. Mit den einen versteht sich der Reisende sehr gut, anderen gegenüber empfindet er bisweilen weniger freundliche Gefühle. Recht häufig kommt es vor, dass sich zwei Reisende so gut verstehen, dass sie beschließen, den Rest der Fahrt gemeinsam zu verbringen. Manchmal wird dieser Entschluss aber auch bereut und auf Grund der Uneinigkeit über Art und Weise der Zugfahrt und vor allem das Ziel dieser, wieder rückgängig gemacht. In solch einem Fall steigt einer oder auch beide in einen anderen Zug ein. Ein mutiger Schritt, denn dort erwarten ihn eine völlig neue Art des Reisens und vor allem unbekannte Mitreisende, die es kennen zu lernen gilt. Dem einen fällt das leichter als einem anderen, wie auch einige mehr Gepäck aus anderen Zügen mitbringen als solche mit Handgepäck. Letztere können flexibler Zugfahren und wenn nötig auch schneller auf einen anderen Zug aufspringen, der zufällig ihren Weg kreuzt.

Eine gute Gelegenheit den Zug zu wechseln sind die Haltestellen oder Bahnhöfe, meist an markanten Punkten der Zugfahrt lokalisiert. Wer sich freiwillig zum Umsteigen entscheidet empfindet diese Haltestellen meist als gute Gelegenheit über die bisherige Fahrt nachzudenken und die weitere zu planen. Oft kommt es aber auch vor, dass Reisende unfreiwillig auf einem Bahnhof landen und sich dann die Frage stellen, wie sie dorthin gelangt sind. Verzweifelt beobachten sie, wie alle Züge weiterrollen, während sie im Stillstand verharren. Eine schlimme Situation für den gewohnten Fahrenden. Er muss nun den Mut aufbringen in einen der haltenden Züge einzusteigen, auch wenn er nicht genau weiß, wohin dieser ihn bringen wird. Unzählige Menschen fahren in vielen Zügen, bevor sie den richtigen für sich gefunden haben und manche scheinen ‚ihren‘ Zug nie zu finden. Wer deshalb das Glück hat seinen Zug gefunden zu haben, kann sich glücklich schätzen. Dennoch sollte jedem Zugfahrenden klar sein, dass es keinen perfekten Zug gibt – die Verantwortung für die Fahrt liegt noch immer beim Fahrenden selbst.

(2 Seiten)

„Das Leben könnte eine grinsende Rübensau sein“ – Essay

Wenn man sich etwas einbrockt, dann muß man es in den meisten Fällen auch auslöffeln. Natürlich habe ich (da ich ja aus dem Stegreif antwortete, zum ersten Mal im Seminar war) überlegt, das Thema des Essays zu verändern – eine „grinsende Rübensau“ als Sinn des Lebens auszuwalzen, als Gedanke das Bild zu verfolgen, es erscheint etwas übernommen. Und mehr als ein satirischer Text (aus einem solchen der Terminus ja auch stammt) kann bei der ersten Blicknahme auch nicht dabei werden. Und es ist zudem fraglich, ob der Text denn überhaupt gelesen wird bei all dem Arbeitsaufkommen in einem Seminar. Dennoch, quasi als Übung im wörtlichen Philosophieren, will ich darauf hin, daß Leben als Sinn vielleicht nicht gerade eine „grinsende Rübensau“ sein muß, vielleicht aber in seiner Äußerung solche Züge aufweisen kann, muß, sollte, um als umfassend bezeichnet werden zu können.

Die Behauptung der „Rübensau“ stammt in ihrem Ursprung von dem Berliner Kabarettisten, Schauspieler und Essayisten Johannes Conrad; aus irgendwelchen Gründen hat sie sich mir eingebrannt. Als was? Mehr denn Reinkarnation der Sinnfrage des Lebens schlechthin wohl eher als markige Äußerung eines satten, unflätigen Lebensgefühls, das den Moment viel eher bestimmt als ein ganzes Leben oder noch mehr dessen Ausrichtung. Und dennoch Farbe in genau die grauen Lücken spült, wo Leben manchmal fad dahinzufließen scheint, unter dem Tag verschwindet, traurig zu werden scheint. Wenn dann plötzlich etwas stattfindet, was das Ego, so ganz ohne kognitives oder reflexives Moment, streichelt und sich zurücklehnen läßt – grinsend wie eine Rübensau, da meint man, zu leben.

Natürlich grinst das Leben nicht immer, auch eine Rübensau kann nicht immer fröhlicher Dinge sein. Ein immerwährendes Grinsen zum Lebensziel erklären ist wohl eher auch grotesk und in hollywoodenen Weihnachtsfilmen präsent, kalt und blöd, inhaltsleer und einseitig – es sei denn, man will das wissende Lächeln des Buddha als Grinsen abtun. Bei Johannes Conrad ist das Leben denn bisweilen auch noch anderes als eine bloß grinsende Rübensau: hin und wieder ist sie alt, albern, verschlafen, satt. „Das Leben ist eine grinsende Rübensau“ ist wohl eher ein Ausdruck für „das Leben ist eine Metapher“; sie zu füllen, zu fühlen, zu umschreiben liegt möglicherweise näher an einer Art Sinnfindung, als das rhetorisch ausgeklügelte Vorgehen von Kirchen, Klugen, Belesenen. In den „Brüdern Karamasow“ wird Leben als Gefühl für „die kleinen klebrigen Blätter“, die im Frühling an Bäumen und Sträuchern Werden und Vergehen gleichermaßen symbolisieren, metaphorisiert. Eine andere Antwort dafür: der Lebenssinn liegt in Gott, in der Liebe?

Poesie und Literatur: wem Gefühl mehr liegt als Analyse, dem ist wohl auch hier das Feld besser bestellt für die Sinnfindung des eigenen Lebens, als die philosophischen und religiösen Bauern es zu bereiten in der Lage sind. Hier finden wir Bäume, Ozeane, Wasserfälle... Aber es sind Bilder für das Leben. Sind es Bilder, die, indem sie das Leben zu illustrieren, ihm eine Aussage, eine Bedeutung zu geben versuchen, auch gleichzeitig einer Antwort auf die Frage nach dem Sinn dieses Lebens nahe kommen?

Eine „Rübensau“, ein Tier, unterstellt bar jeder Verstandesäußerung, lebt vom Tag, träumt vom nächsten Tag auf dem Rübenfeld, vielleicht nicht einmal das. Sich breit machen in seinem Alltag, sich selbst zubereiten jeden Tag, sich gewissermaßen zu servieren und gleichzeitig zu verspeisen: das ist Lebensphilosophie, wenn man so will, wie sie bei Naturalisten, Epikureern, barocken Klassikern (den Begriff „Klassiker“ in seiner umgangssprachlichen Bedeutung verwendend) anzutreffen ist: aber erfüllt es den Einzelnen zu gleicher Zeit mit Lebenssinn?

Die „Rübensau“ zeigt sich noch weiter als dankbare Quelle von Assoziationen: sucht nicht diese Sau ganztags nach Rüben? Sucht sie nicht? Fragt sie sich nicht (gesetzt, sie könnte): was werde ich finden? Ob sie sich nun fragt oder nicht: sie findet. Und sie wird sich wahrscheinlich auch nicht darüber im Klaren sein, daß es sich bei ihr um eine sogenannte „Rübensau“ handelt; ihre Suche ist Impuls im weiteren Sinn, um diesen Impuls der Suche scharen sich beim Menschen vielleicht sogar die kognitiven, die assoziativen, die erklärenden Gedankenvorgänge. Der Impuls des Menschen ist eben die Suche, die auch das Bild der Rübensau als das Leben

vorgibt. Freilich wird sich sein Fund nach differenzierterer Befriedigung umsehen als das Verspeisen irgendwelcher Rüben.

Ausdruck der Suche des Menschen scheinen die Fragen zu sein. Deutlich ist es daran, daß es für die objektive Suche sogar ein eigenes Fragewort gibt: wo. Aber es hebt sich der Mensch in seinem Anspruch und erfindet ein vollkommen synthetisches Wort, das auf nichts in der Welt in seiner eigentlichen Erscheinung zu zielen scheint als vielmehr immer wieder und wieder auf die semantische, die gedanklich-affektive Füllung dieser Erscheinungen durch ihn, den Menschen selbst. Das Wort „warum“ zielt nicht auf einen Stein, auf einen Tisch, auf den Menschen. Es zielt auf den Sinn, auf Bedeutung von etwas, und nur und ausgesprochen darauf: warum bin ich? Und die Metapher versagt davor: die Gleichnisse geben darauf keine Antwort – die Gleichnisse führen nicht einmal in die Metaphysik, denn sie spiegeln eine implizite Antwort vor, die sie bei genauerem Hinsehen weit davon entfernt sind, tatsächlich zu geben. Warum bin ich? Weil das Leben eine Rübensau ist?

Die Frage nach dem „Sinn des Lebens“ ist eine affektive; der Affekt kommt aus der angenommenen Tatsache menschlicher Existenz und damit aus der angenommenen Tatsache der Existenz von Verstand und Gedanke: der Affekt entsteht in dem Moment da der Mensch feststellt: ich bin. Mit Metaphern ist die Frage nach der Existenz nicht zu beantworten: sie ist vielleicht auch *nur* zu stellen, obwohl diese Annahme für ein Seminar über genau diese Frage destruktiv sein könnte.

>Die Frage nach Gott, die Frage nach Sein und Werden, die Frage nach dem Sinn: das sind deine Fragen, Menschenkind. Und du tätest gut daran, sie zu beantworten, statt sie zuzuschütten. Du trägst die Antworten in deiner Brust – und nur in deiner Brust sind die Antworten. Keine Kirche, kein Staat, keine Religion, keine Philosophie, nicht einmal die Dichter können dir eine Antwort geben. Wem immer du folgst, woran immer du glaubst: Wissen und Antwort hast nur du selbst. Und du blickst in die Welt und die Antworten, die dort wuchern, scheinen trübe, allgemein, unscharf, pathetisch; diese Zweifel macht die Antwort in nur deiner Brust – sie relativiert alles nur Äußere. Denn es sind letztlich auch nur deine Fragen, Menschenkind, und du tust gut daran, sie zu stellen, statt sie zuzuschütten.<

(2 Seiten)

Erläuterung: Das Leben, eine Achterbahnfahrt

Der Vergleich des Lebens mit einem beliebigen Gegenstand kann nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da der Begriff des "Lebens" bzw. unser Verständnis davon ungleich komplexer ist.

Im Rahmen des Proseminars "Der Sinn des Lebens" wurde der Werdegang des menschlichen Lebens wiederholt mit einer Reise verglichen, welche jedes Individuum in seiner bewußten irdischen Existenz bis hin zu seinem körperlichen Tode zu bewältigen hat.

Im Verlauf des Unterrichts wurde von jedem Kommilitonen eine Analogie darauf verlangt, wie er oder sie das Leben(also die bewußte physische Existenz bis hin zum Tode) ihrer Meinung nach empfinden. Diese Analogie sollte in einem kurzen Text erläutert werden. Der von mir gewählte Begriff des Lebens als eine Achterbahnfahrt bezieht sich auf den Werdegang des Individuums des Menschen im alltäglichen Zusammenspiel seines Bewusstseins, seiner bewußten und unbewußten Handlungen und persönlichen Zielsetzungen einerseits sowie die Reaktion bzw. die Einwirkung seiner Umwelt und Umgebung (v.a. seiner Mitmenschen) auf seine Ambitionen und Handlungen andererseits.

Der Begriff "Achterbahn" bezieht sich in meiner Intention nicht auf einen festgelegten Weg(Achterbahnen haben ja feste Schienen, welche den Weg unabrückbar vorzeichnen), da man in diesem Fall wohl eher in Versuchung gerät, über den Begriff des Schicksals zu diskutieren, welches ja für diejenigen Menschen, welche daran glauben, festgelegt und unabänderlich ist.

Das oben genannte Zusammenspiel ist im üblichen Fall nicht von einem stetigen Erfolg(also eines permanenten egen nach "Oben") des Individuums(oder was das Individuum für einen Erfolg hält) bei der Befriedigung seiner Wünsche und Ziele, seien sie nun beispielsweise beruflicher, romantischer oder erotischer Natur(es können auch viel banalere Motive sein),geprägt, sondern vielmehr von einem ständig sich wiederholenden auf und ab von Erfolg und Mißerfolg bzw. der Reflexion dieser Tatsachen oder auch nur Eindrücke im Bewusstsein des Individuums.

Jeder Mensch wird meiner Ansicht nach von solchen bewußten und unbewußten Ambitionen geleitet; Sei es z.B.: Karriere zu machen oder sich ein Eigenheim zuzulegen oder einen Lebenspartner zu finden usw.. Der Mensch wird in der Regel seine Kräfte dafür einsetzen, diese Ziele zu erreichen (vergleichbar mit dem schwierigen Weg des Achterbahnwaggons nach "Oben"). Allerdings, ein stetiger und v.a. bleibender Erfolg ist nicht gewiß (die Achterbahn klettert auch bis zum Höhepunkt, stürzt dann aber in die Tiefe, es sei denn sie hat einen technischen Defekt(!)). Beispielsweise wird ein "kleiner" Lehrer an einer Grundschule, auch wenn er tut, was er kann, nicht automatisch auch Direktor, obwohl er für sein Ziel vielleicht alles in die Waagschale wirft, was er hat. Er könnte es schaffen. Wenn aber das Establishment über ihm schon einen geeigneter erscheinenden Kandidaten im Auge hat oder aus irgendwelchen persönlichen Gründen nicht will, daß dieser Lehrer einmal Direktor wird, dann schafft er es höchstwahrscheinlich auch nicht(Wechselspiel zwischen Individuum und Umwelt). Der Lehrer wird nun seinerseits, aufgrund der Enttäuschung, den - tatsächlichen oder auch fälschlichen(eingebildeten) - Eindruck haben, an einem zumindest emotionalen, wenn schon nicht beruflich-realen(denn er ist ja immer noch Lehrer), Tiefpunkt angelangt zu sein. Aber schon bald könnte ein unvorhergesehenes Ereignis(z.B. könnte er im Lotto gewinnen, beim Skatspielen erfolgreich sein oder eventuell doch noch Direktor werden) seine mentale Kurve wieder nach oben schnellen lassen.

So ist also das Leben, zusammenfassend gesagt, eine merkwürdige Ansammlung von Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt und kann, wenn man sich beim Ablauf des Lebens auf eine Art von Reise einigt, meiner Meinung nach durchaus, wenn auch etwas überspitzt, als eine Achterbahnfahrt gesehen werden. Denn ein Einzelschicksal ergibt sich aus einer, ähnlich einer Kette, aufgelisteten Summerung von Einzelereignissen, die mal mehr, mal weniger stark miteinander verflochten sind. Keine Entwicklung innerhalb eines Menschenlebens ist geradlinig; das Auf- u. Abwärts bzw. der Erfolg und Mißerfolg im Leben jedes einzelnen Individuums ist vergleichbar mit dem Achterbahnwaggon, der ja letztendlich sich auch nur bergauf und, wenn auch viel schneller, bergab bewegt. Doch auch der Absturz eines Menschen(in welcher Beziehung auch immer),der sich

langsam bergauf gequält hat, kann schneller kommen als es ihm bewußt ist. Das kann auf allen Ebenen der Fall sein. Der schlimmste Absturz wäre der vorzeitige Tod des Menschen (analog.: der entgleisende Achterbahnwaggon). Der günstigste Fall des Aufstiegs wäre wohl die absolute Erfüllung der Ansprüche des Menschen. Aber das ist hypothetisch, zumal mit jedem befriedigten Wunsch ein neuer entsteht und jeder noch so glückliche Augenblick doch nur eine Momentaufnahme ist, die den Menschen nicht für immer mit dem versorgt, was er braucht.

Und der Mensch braucht so Einiges!!!

Das Leben – Eine (tödliche) Krankheit.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist eine der ältesten, wenn nicht sogar die älteste Frage, mit der sich die Menschen beschäftigen. Im Folgenden will ich versuchen das Leben mit einer (tödlichen) Krankheit zu vergleichen. Die Geburt eines Menschen ist sozusagen mit der Infektion gleichzusetzen. Zunächst bekommt die Krankheit etwas Zeit um auszubrechen (Inkubationszeit). Darauf folgt das Stadium in dem man die Krankheit wahrnimmt. Man versucht mit allen möglichen Mitteln das Unabwendbare abzuwenden, aber es ist wahrscheinlich keiner Erwähnung wert das dies natürlich nicht funktionieren wird. Die Krankheit bricht aus und ab jetzt bestimmt sie den Tagesablauf: Man wird gezwungen sein Medikamente zu nehmen, Arztbesuche zu machen, womöglich tagelang im zu Bett liegen. Auf den Punkt gebracht: Man wird sich damit anfreunden müssen in der nächsten Zeit hauptsächlich Sachen zu machen, die man eigentlich nicht vorgehabt hat. Das Ganze wäre ziemlich deprimierend, wenn da nicht noch die gelegentlichen Lichtblicke wären, die einen glauben lassen die Krankheit gehe zurück. Diese Zustände können tagelang anhalten. Aber nur weil die Symptome verschwunden sind heißt das noch lange nicht, dass die Krankheit geheilt ist. Was nützt es die Symptome zu unterdrücken, wenn die Ursache, der Erreger, noch im Körper ist. Das Leiden kehrt also zurück, und wird uns noch eine ganze Weile beschäftigen. Aber zum Glück müssen wir ja nicht ewig leiden, und werden am Ende von unserer Krankheit erlöst, was, um wieder von der Ebene der Krankheit auf die Ebene des Lebens zu gelangen, gleichzusetzen ist mit dem Tod.

Die Spanne zwischen Geburt und Tod eines Menschen, das was also das Leben sein soll, würde hier in diesem Fall analog zu einer Krankheit verlaufen. Bevor wir uns aber der eigentlichen Frage zuwenden, müsste noch geklärt werden: Wieso leiden wir eigentlich? In der heutigen Zeit leiden die meisten Menschen an einer Ohnmacht gegenüber den äußeren Verhältnissen, die sie zwar wahrnehmen, aber nicht beeinflussen bzw. verändern können. Darüber hinaus können sich viele nicht mit den von der westlichen Welt propagierten Werten identifizieren, falls man das Werte nennen kann. Da dies aber nicht das eigentliche Thema ist muss ich leider von der weiteren Ausführung absehen. Kommen wir aber nun auf den entscheidenden Punkt: Die Frage nach dem Sinn des Lebens. In dieser Analogie müsste die Frage dann also lauten: Was ist der Sinn der Krankheit? (Unbestreitbar eine völlig absurde Frage). Wir haben zwei Möglichkeiten einer solchen Frage entgegenzutreten. Die eine wäre, die Frage selbst in Frage zu stellen, die andere, nach einer Antwort zu suchen.

Sicherlich ist es nicht falsch über den Sinn dieser Frage nachzudenken, sie aber als unsinnig abzutun, wäre in dem Sinne falsch, als dass sie doch ein menschliches Bedürfnis repräsentiert (das Leben mit Sinn zu füllen), das dem Menschen nicht einfach abgesprochen werden kann. Schon gar nicht deshalb, weil es ein Teil dessen sein könnte, was den Menschen zum Menschen macht, nämlich die Tatsache über seine eigene Existenz und sogar über die Existenz seiner ganzen Spezies zu reflektieren. Man könnte dem entgegensetzen, das die Frage nach dem Sinn des Lebens kein menschliches Bedürfnis, sondern vielmehr eine menschliche Idee repräsentiert (Die Idee, dass das Leben einen Sinn haben müsste). Dann wäre sie aber wiederum keine Frage mehr. Es gibt allerdings noch mehr Argumente für die Sinnlosigkeit der Frage, mehr als ich eigentlich angenommen habe. Formulieren wir die Frage ganz einfach mal um in (und ich hoffe ich begehe hier keinen schwerwiegenden Fehler): Warum leben wir? Es wird mir jeder zustimmen wenn ich jetzt behaupte, dass die Frage „Warum?“ eigentlich auf jeden Satz folgen kann. Als Kind hat damit bestimmt der eine oder andere seine Eltern zum Wahnsinn getrieben, wenn die Eltern zum Beispiel sagten: „Komm jetzt, wir gehen nach Hause!“ – „Warum?“ – „Weil es schon spät ist“ – „Warum?“ ... und so weiter. Nehmen wir an es erscheint ein Mensch der der gesamten Menschheit den Sinn ihres Daseins erklären kann, was würde der clevere Mensch dann sagen? Nicht etwa „Aha.“ oder „Damit hab ich nicht gerechnet.“, sondern? „Warum?“ So als wollte man die Glaubwürdigkeit der Person hinterfragen. Was aber tatsächlich passiert, ist das die so genannte „letzte Frage“ immer weiter hinausgeschoben wird, sodass es quasi immer eine letzte Frage geben wird, die wir nicht beantworten können.

Leider helfen diese Überlegungen dem Kranken wenig, denn der leidet ja, und will nicht sinnlos leiden. Und genau das ist wohl seine Befürchtung: Das er sinnlos leidet, das das Leben keinen Sinn hat. Ungünstigerweise halte ich diese Antwort für die Möglichste unter den Möglichen. Dem Kranken bleibt nun die Möglichkeit sich mit dem Gedanken anzufreunden, ihn abzulehnen oder noch einen drauf zu setzen und zu fragen „Warum?“. Letzteres können wir aus oben genannten Gründen unbeachtet lassen. Aber in den anderen beiden steckt noch ein bisschen Potenzial, das wir nicht unberührt liegen lassen wollen. Nimmt er die Antwort an, wird dies unweigerlich zum Selbstmord führen, spätestens dann, wenn das Leiden

unerträglich wird. Lehnt er die Antwort ab, bleibt ihm noch eine Möglichkeit, die zwar einem Selbstbetrug gleicht, in unserer Gesellschaft aber ziemlich häufig akzeptiert wird: Er gibt seinem Leben einfach selbst einen Sinn. Das ist so, als wenn man einen gelben Wohnzimmertisch geschenkt bekommen hat, obwohl man gelb überhaupt nicht mag. Also legt man eine weiße Tischdecke drüber oder malt den Tisch braun an. Egal welche Farbe der Tisch am Ende hat, darunter ist er immer noch gelb. Und das wissen wir, aber wir verdrängen diesen Gedanken einfach, weil er uns nicht gefällt und täuschen uns damit selbst. Zweifelsohne gibt es zu diesem Thema noch eine Menge Fragen, die zu beantworten ich mir aber aus Zeit – und Platzgründen ersparen möchte. Letztendlich besteht das menschliche Desaster aber darin, das sich, egal von welcher Seite man die Sache betrachtet, kein Sinn finden lässt, der für die gesamte Menschheit Gültigkeit besitzt.

Das Leben ist wie Musik, die man selbst spielt

Grundlage fürs Musikmachen ist zunächst die einfachste Form der Handhabung bzw. Technik. Es ist zu Anfang zu lernen, wie das Instrument zu halten und zu pflegen ist. Man findet heraus, welche Reaktionen bestimmte Bedienungsweisen hervorrufen. So ist es auch am Anfang des Lebens. Dort müssen wir erst mal lernen, uns in der Welt zu orientieren. Wir sind auf Erziehung angewiesen; darauf, dass uns jemand zeigt, wie wir etwas zu machen haben. Denn bevor wir uns Ziele stecken ist es hilfreich zu wissen, wie wir beispielsweise mit unserem Körper umzugehen haben, was ihm schadet und was ihm gut tut.

Genau wie jeder einzelne Moment im Leben ist auch jeder Ton, den man produziert, vergänglich und fließend. Sich im Nachhinein zu verbessern ist unmöglich. Allein die Tätigkeit in der Gegenwart wirkt entscheidend. Ein falscher Ton versaut das gesamte Musikstück. Auch wenn er längst verklungen ist, die Erinnerung ist noch da. Selbst wenn keiner der Zuhörer den falschen Ton bemerkt hat, der Musiker ist nervös und unsicher geworden. Dieser eine Ton beeinflusst alle nachfolgenden. Dies ist im Leben genauso. Alle vergangenen Momente beeinflussen das gegenwärtige Verhalten und Handeln in irgendeiner Weise.

Wer musiziert, möchte sich verbessern. Er strebt irgendein Ziel an, wie zum Beispiel in einem Ensemble zu spielen. Er möchte das Instrument möglichst perfekt beherrschen. Er möchte am liebsten jeden Ton so kontrollieren können, dass ihm kein Fehler mehr unterläuft. Auch im Leben hat der „gesunde“ Mensch immer irgendein Ziel vor Augen. Am liebsten wäre es ihm auch dort, wenn er sein Leben derart im Griff hätte, dass er das Gefühl hat, alles jederzeit unter Kontrolle zu haben. Dieses Ziel ist leider weder in der Musik noch im normalen Leben erreichbar. Und auch andere Ziele werden meistens nicht wie gewünscht erzielt. Sei es, dass man von jemandem angerempelt wird, hinfällt, sich die Hand verstaucht und deswegen aussetzen muss. Oder man sich überschätzt und ein derart anspruchsvolles Ziel anstrebt, dass man von vornherein eigentlich weiß, dass man es nie erreichen wird.

Wer musiziert, durchlebt sämtliche Höhen und Tiefen. Mal freut sich der Musizierende, wenn er glaubt, ein Stück gut zu beherrschen oder wenn er von seinem Lehrer gelobt wird. Dann bekommt der Musizierende gar nicht genug vom Spielen, er könnte den ganzen Tag damit verbringen und sich nichts Schöneres vorstellen. Mindestens genauso oft möchte er sein Instrument am liebsten in die Ecke schmeißen, einfach weil nichts klappt, nichts vorwärtsgeht oder nur Tadel zu hören ist. Bei einem Vorspiel können Minderwertigkeitskomplexe und Versagensängste auftreten, die das eigene Können in Frage stellen. Es tauchen Vergleiche auf, die schnell in Selbstmitleid münden, frei nach dem Motto: „Fritz übt viel weniger als ich, warum spielt er trotzdem besser? Das ist ungerecht.“ Es kann auch sein, dass es ihn anödet, das einst geliebte Stück zum Millionstenmal zu spielen. Manchmal ist ihm auch einfach nicht nach Musik. Er fragt sich, warum er eigentlich spielt. Ist es die ganze Arbeit und Mühe eigentlich wert? Ist Stricken als Hobby nicht viel geruhsamer und nützlicher? Im Leben wie in der Musik muss der Mensch ständig vom Konkreten in den Gesamtzusammenhang springen, um zu schauen, ob er noch auf dem richtigen Weg ist oder sein Ziel anders ausrichten muss.

Allein zu musizieren macht Spaß, ist aber nicht mit gemeinschaftlichem Musikmachen zu vergleichen. Die Musik lebt von der Gemeinschaft so wie das Leben des Einzelnen nur im Zusammenwirken mit dem Leben anderer Menschen denkbar ist. Wer will schon sein Leben ganz allein auf der Welt in absoluter Einsamkeit verbringen? Erst mit dem Kontakt zu anderen Menschen lernen wir uns selbst und unsere Fähigkeiten kennen, können wir uns entscheiden, wer wir sein möchten. Die Menschen profitieren dabei voneinander. Der eine hat diese Begabung, der andere jene. Dem einen fällt daher dieses leicht und dem anderen das. Wenn sich beide jeweils eine Scheibe abschneiden vom anderen, haben sie dazu gelernt und sind damit ein erhebliches Stück weiter. Genauso in der Musik. Der eine hat eine unverkrampfte Hand und spielt daher besonders rein, der andere weniger, aber dafür erzeugt er einen interessanteren Ton. Wenn sich nun beide die Technik des anderen anschauen, können sie vielleicht eine Erkenntnis gewinnen, die sie in ihrem eigenen Spiel vorwärts bringt.

(1 Seite)

Leben = Versuch

Ausgangsthese Nummer eins von der ich ausgehen werde:

Jeder Mensch lebt nur einmal. Sollte es ein 2. Leben oder aber ein Leben nach dem Tod geben, wissen wir nichts davon. Denn Menschen haben nicht die Möglichkeit „zurückzuschauen“ auf ein mögliches Leben vor unserem jetzigen bzw. wissen wir nicht was nach dem Tod kommt.

Ausgangsthese Nummer zwei:

Uns ist *bewusst* dass wir nur einmal auf der Welt sind. Uns ist klar dass es feste Regeln gibt. Was passiert ist, ist ab der Sekunde zur Vergangenheit geworden und kann im Großen und Ganzen nicht mehr verändert werden. Es gibt keine Kompromisse die das Leben mit uns schließt. Wir leben, eine gewisse Zeit. Ist diese Zeit vorbei sterben wir ohne zu wissen wann und wie und sind für immer von dieser Welt verschwunden.

Ausgangsbasis:

Gehen wir also von einem Menschen aus, der sich die oben genannten Thesen *verinnerlicht* und *bewusst* gemacht hat.

Für diesen Menschen ist/kann das Leben einem Versuch ähneln.

Ein Versuch der jeden Tag neu gestartet werden muss. In guten Zeiten nur alle paar Wochen, in schlechten alle 2 Minuten.

Ein Versuch den man auf alle Lebensbereiche projizieren kann und teilweise auch muss.

Auf leichte und schwere Aufgaben, nebensächliche Dinge die andere für unwichtig halten, auf große Entscheidungen, lebensverändernde Dinge, banale Sachen.

Wie denken die Menschen deren Leben einem Versuch ähnelt?

Ich denke das jeder Mensch auf die Frage „Was ist für dich Leben“? eine Antwort findet. Manche haben diese Antwort parat, manche müssen länger darüber nachdenken.

Mein Leben stellt für mich im Moment einen Versuch dar.

Ein Versuch in Sachen Studium zielstrebig und orientierter zu werden. Sachen klar festzumachen und sie zu beenden, das ist ein wichtiger Punkt in meinem Versuch.

Ein Versuch so zu leben wie ich es mir vorstelle. Natürlich wird es da immer einen Rahmen geben der das ganze einschränken wird. Zumindest ist das im Moment bei mir der finanzielle Rahmen.

Ich will versuchen in einigen wichtigen Punkten meines Lebens, die es stark beeinflussen, Änderungen vorzunehmen.

Änderungen in dem Sinne von einem kompletten Wechsel oder aber Änderungen in der Beziehung dass ich mich damit anfreunde und mich nicht zu stark damit belaste. Es zu akzeptieren.

Ich will versuchen einfach ICH zu werden. Das ist mir in den letzten 2 Jahren schon sehr gut gelungen. Somit kann ich sozusagen aus meinem Experiment Leben= Versuch schon ein Fazit ziehen. Es hat funktioniert sich diese Denkweise anzueignen. Immer wieder einen Versuch zu wagen. Nicht zu verzweifeln, nicht zurückschrecken, einfach wagen und *versuchen*.

Versuchen sich selbst und seinem Leben einen Sinn zu schaffen. Sei es an einem Tag das Fahrradfahren in der Sonne was einen glücklich macht, an einem anderen 4 Stunden Café Grundmann mit der Familie.

Versuchen, kleine Sachen zu erkennen und sich daran erfreuen. Dadurch glücklich sein und werden, egal was um einen rum nicht passt.

Das muss man versuchen.

Das habe ich getan und kann behaupten dass mein Leben einen Sinn hat. Auch wenn man ihn nicht genau mit Worten ausdrücken kann. Es gibt einen, und das *Versuchen* hat mir sehr dabei geholfen.

(2 Seiten)

Leben als Traum

Dieses Gleichnis, das Leben als ein Traum zu sehen und zu leben, erscheint mir als Eines der zutreffendsten Analogien. Man könnte natürlich andere Vergleiche bzw. Gleichnisse heranziehen wie z.B. Leben – Spiel, das Leben als Wetter (mit den Wetterphänomenen gleichsetzen) oder ganz und gar als Zustand andauernder Trunkenheit bezeichnen.

Zu jeder Zeit könnte man an diesen relativ allgemeingültigen Beispielen darstellen, was für einen persönlich Leben bedeutet.

Aber nun zu meinem persönlichen „Synonym“ für das Leben – der Traum.

Als erste Frage muss ich mir stellen, welche Arten von Träumen es gibt. Um dies nicht ausufern zu lassen, beschränke ich mich auf eine (sehr) kurze und eigene Definition dieser.

Das Leben ein Alptraum – beispielsweise ein Leben voller Schmerz, Enttäuschung, Armut etc. kurzum das Leben als eine andauernde Tortur und Qual.

Das Leben als ein schöner, wundervoller, erfüllter gar „süßer“ Traum, steht dem gegenüber.

Und als dritte Form, eine Mischung aus Beiden – ein Traum/Leben voller Höhen und Tiefen.

Der Traum steht für mich als Erstes für etwas sehr persönliches. Jeder hat seinen ganz eigenen individuellen Traum. Hierbei spielt nicht nur die Art des Traumes im „globalen“ Sinne eine wichtige Rolle, sondern auch eine andere Wortdefinition im Vordergrund.

Der Traum als Zukunftsvision bzw. für Ziele die man (auch ich) verfolgt. Hierbei ist noch zwischen nahen und fernen Zielen im Leben zu unterscheiden. Unter Nahen verstehe ich, die in den nächsten paar Jahren angestrebt werden, beispielsweise ein erfolgreiches Beenden des Studiums. Und unter den Fernen denke ich an eine Art Lebensziel, welches man in einer Zeit X erreichen will. (Hier taucht fast schon die Sinnfrage des Lebens auf !!! – welche nicht Gegenstand sein soll ☺)

Im Bezug auf den Traum darf man keinesfalls den Aspekt der Phantasie außer Acht lassen, die unbestritten eine wichtige Rolle spielt. Diese ist, vieler und auch meiner Meinung nach, die Nahrung für das Leben oder sogar für ein glückliches Leben, was auch immer das ist.

Eine weitere und sehr wichtige Eigenschaft von Träumen (oder dem speziellen Traum im Sinne von Leben) ist es, dass er in unserem Unterbewusstsein abläuft. Somit folgt der Schluss, dass er nicht direkt lenkbar ist. Genau das trifft, meiner Meinung nach, auch auf das Leben zu. Denn dieses ist auch nicht in jeder erdenklichen Situation lenkbar, beeinflussbar oder gar abänderbar. Situationen denen wir machtlos gegenüber stehen oder sogar vollends ausgeliefert sind, gibt es zu Hauf, wie im Extremfall z.B. Passagier eines abstürzenden Flugzeuges zu sein, um nur ein Beispiel zu nennen.

In dieser Situation gibt es keinen Ausweg – kein Erwachen.

Doch es gibt ein anderes Erwachen in meinem Gleichnis.

Wenn man z.B. auf den Boden der Tatsachen, in die Realität zurückgeholt wird.

Das wäre eine weitere Eigenheit des Traumes, welche man auf das Leben sehr gut reflektieren kann.

Nicht zu vernachlässigen ist auch, dass es in einem *gelebten Traum, der es dann ja zweifelsohne wäre*, gesellschaftliche Ideale verletzt werden könnten. Meiner Meinung nach, sollten diese jedoch in den Hintergrund gerückt werden (*treten*) und nur eine Art Richtfaden darstellen. Es soll schließlich ein ganz persönlicher Traum werden und sein - eigene Visionen die es zu verwirklichen gilt.

Um so mehr ich mich mit diesem Thema / Gleichnis auseinander setze, wird mir klar(-er), dass ich an der Sinnfrage (des Lebens) in meiner Betrachtung bzw. Darstellung irgendwie nicht länger vorbei komme.

Denn wenn man stellvertretend für das Leben ein anderes Synonym auseinander zunehmen versucht, landet man auch wieder vor der so genannten Sinnfrage des Lebens.

Doch diese zu lösen fällt nicht nur mir und anderen Menschen aller Schichten etc. bei genauerer Betrachtung unendlich schwer – bis unlösbar, sondern selbst größten Philosophen der Vergangenheit bis hin bedeutenden Philosophen der Gegenwart.

Nun möchte ich noch ein Zitat an den Schluss stellen, welches mir sehr treffend für die Ausgangsthese erscheint und meine Darstellungen „abrunden“ soll.

Es soll jedoch nicht heißen, dass ich alle Aspekte dieses Vergleiches beleuchtet habe, sondern es sollte nur ein Ansatz oder eine Art „umreißen“ der Ausgangshypothese darstellen.

„... ich bin ein Träumer..., ich habe einen Traum... komm‘ lass uns Träumer sein!“¹

¹ von der Band „Such A Surge“, aus dem Lied „Träumer“

(2 Seiten)

Leben = ein Spiel

Die Aufgabe bestand darin, eine Analogie zum Stichwort „Leben“ zu finden. Nach langen Nachdenken bin ich schließlich auf den Begriff „Spiel“ gestoßen. Zuerst dachte ich, was wohl ein Spiel mit dem wahren Leben gemein haben soll. Ich konnte meinem Gedanken nicht viel Sinn beimessen und wollte ihn schon zur Seite schieben, als mir bestimmte Merkmale eines Spieles einfielen. Ich verfolgte diesen Gedanken also weiter und musste feststellen, dass ein Spiel sehr wohl mit dem Leben verglichen werden kann. Ein Spiel hat genau wie das Leben einen Anfang und ein Ende. Am Anfang muss man das Spielbrett aufbauen, Karten ausgeben oder Spielsteine verteilen. Auch im Leben gibt es bestimmte Prozesse, die stattfinden müssen, bevor das Leben beginnen kann. Um nun ein Spiel richtig spielen zu können, muss man erst die Regeln des Spiels lernen. Ist es im Leben nicht auch so, dass man lernen muss? Zum Beispiel muss man von seinen Eltern die wichtigsten Voraussetzungen für das Leben lernen, sie bringen einem das Gehen, Sprechen usw. bei. Es gibt also auch im wahren Leben bestimmte Regeln die man erlernen muss, um das Leben meistern zu können. Auch die Gesellschaft und die Gesetze binden uns an bestimmte Regeln, die wir einhalten müssen. Auch ein Spieler muss sich an die Regeln des Spieles halten, sonst würde er die anderen und vielleicht auch sich selbst betrügen.

Es ist auch bekannt, dass man ein Spiel für gewöhnlich nicht allein spielt. Es gibt Mitspieler, Gegner, Parteien mit denen man nichts zu schaffen hat und eventuell auch jemanden der über das Spielgeschehen wacht. Es gibt also viele verschiedene Spieler, die einem beistehen, einem helfen, die einem das Leben schwer machen indem sie mit uns konkurrieren, uns hintergehen, und solche, die mit uns nichts zu schaffen haben. Es gibt Teams, Gruppen und Einzelkämpfer. Und natürlich gibt es auch Betrüger, Wichtigtuer, Besserwisser und Beleidigte. Finden wir dies nicht auch im echten Leben? Gibt es hier nicht auch Paare, Gruppen und Einzelkämpfer, Leute die jeden Tag in unser Leben eingreifen, es verändern, zum Guten oder zum Schlechten? Gibt es hier nicht auch Menschen, die aufpassen das die Regeln eingehalten werden und solche, die sie brechen? Macht das, das Ganze nicht erst interessant? Auch hier kann man also zwischen dem Spiel und dem Leben Parallelen ziehen.

Das Reizvolle an einem Spiel ist es sicher, sich Strategien auszudenken die einem zum Gewinn, zum Sinn des Spiels bringen, den Risiken des Spiels und den Fallen der anderen auszuweichen. Auch im Leben entwickelt man bestimmte Strategien um seine Ziele zu erreichen, und man nimmt Risiken in Kauf, die einem begegnen. Man trifft Fehlentscheidungen, macht Fehler und lernt daraus. Genau wie im Spiel. Und natürlich gibt es in jedem Spiel Gewinner und Zweitplatzierte. Wobei ich hier mit Absicht das Wort „Zweitplatzierte“ verwende, denn im Spiel wie auch im Wahren Leben, gibt es keine Verlierer. Es gibt nur Leute die mehr Glück als andere hatten oder bessere Strategien, aber letzten Endes gewinnen wir alle an Erfahrung, auch wenn es auf den ersten Blick vielleicht nicht so aussieht.

Jetzt werden einige vielleicht sagen, dass man ein Leben nicht so verallgemeinern kann, das man es auf alle Spiele beziehen könnte. Dies soll hier auch nicht geschehen, vielmehr soll aufgezeigt werden, das es verschiedene Spiele und auch verschiedene Arten von Leben gibt. Ich möchte hier nur ein paar Spiele aufzählen und versuchen zu diesen Spielen Charaktertypen zu finden.

Ein sehr bekanntes und vor allem beliebtes Spiel ist das Gesellschaftsspiel „Monopoly“. Hier geht es darum seine Mitspieler, durch hohe Mieten, ihres Geldes zu berauben und somit als reichster Spieler das Spiel zu gewinnen. Und natürlich gibt es eine Bank, die den Spielern Geld leiht, Geld auszahlt, Schulden zurück fordert und über das Spielgeschehen wacht. Es gibt Risiken und ein Gefängnis. Wer könnte auf diese Beschreibung wohl besser passen, als ein Mensch dessen Sinn des Lebens darin besteht große Reichtümer anzuhäufen, zu spekulieren, zu kaufen und zu verkaufen? Diese Art von Mensch schreckt auch nicht davor zurück anderen Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen und sie somit vielleicht in den Ruin zu treiben.

Ein anderes bekanntes Spiel ist das Spiel „Risiko“. Fast jeder hat schon mal den Werbeslogan: „Risiko spielen sie auf eigenes Risiko!“ gehört. Das Ziel des Spiels ist es so viele Länder wie möglich zu besetzen und durch Strategie seine Mission zu erfüllen. Natürlich kann man im realen Leben nicht durch würfeln Länder gewinnen, dies ist auch gut so. Wobei es nicht in meiner Absicht lag an zurückliegende Kriege um Länder und deren

Grenzen, zu erinnern. Sondern daran, dass auch im wahren Leben nach einer gewissen Strategie „gespielt“ werden muss, um zum selbst gesteckten Ziel zu gelangen. Man muss kleine Schritte machen, die zu kleinen Erfolgen führen und kleine Erfolge zu großen Erfolgen ausbauen, bis man sein Ziel erreicht. Dazu gehört auch aus Fehlern zu lernen.

Ein weiteres Spiel, welches ich hier anführen möchte, und das sicher jeder schon mal gespielt hat, heißt „Mensch ärgere dich nicht!“. Hier geht es darum an allen anderen vorbei sicher nach Hause zu kommen. Man kann weder großartige Fehlentscheidungen treffen noch durch List oder Scharfsinn betrügen. Es geht einzig und allein darum, mit etwas Glück die richtigen Zahlen zu würfeln und möglichst wenig von Anderen rausgeschmissen zu werden. Gibt es nicht auch solche Menschen, die jeder Herausforderung aus dem Weg gehen, um keine Rückschläge zu erleiden? Solche die vor sich hin leben immer in der Gefahr, dass sie durch andere Schaden erleiden, und eigentlich nur in Ruhe nach Haus kommen wollen?

Nun habe ich einige Spiele angeführt, die bestimmte Charakter von Einzelpersonen beschreiben können. Aber es gibt natürlich nicht nur Alleinkämpfer unter uns. Es gibt, wie schon erwähnt auch Gruppen und Paare. Kann man ein Spiel finden, welches man nur mit der Hilfe von anderen Spielern gewinnen kann? Zu dieser Frage musste ich nicht lange nach einer Lösung suchen, denn mir fiel sofort das Spiel „Activity“ ein. Hier kämpft man gemeinsam mit anderen um das Spiel zu gewinnen. Man hat als Einzelkämpfer keine Chance zu gewinnen und ist somit gezwungen sich mit anderen zusammen anzuschließen. Als Gruppe kann man die anderen besiegen.

Nun möchte ich aber nicht den Irrglauben hervorrufen, dass man ein Spiel mit dem realen Leben identifizieren kann ohne auf Unterschiede zu stoßen. Ein wesentlicher Unterschied ist es, dass man ein Spiel einfach wegpacken kann. Das Leben kann man nicht einfach so zusammenklappen und in den Schrank stellen, wenn man keine Lust mehr hat. Und genauso gut kann man mehrere Spiele spielen und muss sich nicht auf eines beschränken so wie man es auf sein einziges Leben tun muss. Ich kann auch nicht einfach losziehen und in einem Laden ein neues Leben kaufen, so wie ich es mit einem Spiel machen kann.

Ich denke ich habe somit die Parallelen zwischen dem Leben und einem Spiel hergestellt. Schließlich bin ich noch auf ein Spiel gestoßen, welches den Von mir beschriebenen Sachverhalt (das Leben ist ein Spiel) verwirklicht, diese Spiel nennt sich „Die Sims“. Man nimmt das Leben einer Person auf, kann dieser die eigenen Merkmale geben, den eigenen Beruf erlernen lassen, und alles tun lassen, was man im eigenen Leben macht. Dieses Spiel stellt also eine Verbindung zwischen Spielfigur und Spieler her, genau wie es eine Verbindung zum Leben an sich darstellt.

(2 Seiten)

Der Vergleich des Lebens (es ist das menschliche, individuelle gemeint) mit einem anderen Gegenstand kann nie das ganze komplexe Leben widerspiegeln. Die Verstrickungen vieler Entscheidungen (die eigenen und die der anderen), Vorgänge und Geschehnisse, welche sich gegenseitig bedingen und beeinflussen, sind einfach zu vielfältig. Warum stellt man dann dennoch Vergleiche an?

Einen der Gründe stellt sicher die Komplexität des menschlichen Lebens selbst dar. Man schafft sich verschiedene Modelle (<-Vergleiche) in denen man einzelne Erscheinungen des Lebens fassbarer und bildlicher darstellen kann. Erst eine weitere Anstrengung könnte dazu dienen, verschiedene Modelle zu vereinen, zu verknüpfen, ihre Gültigkeit gegenüber eines anderen zu untersuchen.

Man nehme den Vergleich des Lebens mit einem Netz. Zunächst sollte definiert werden, wie das Netz für einen Vergleich beschaffen sein sollte:

- 1. Das Netz sei eine Konstruktion, welche aus der Aneinanderreihung von variierbaren Maschen bestehe.
- 2. Der Stoff aus dem das Netz bestehen soll, sei klebrig. Er übe auf uns eine gewisse Hemmungskraft aus, welche gleichsam unsere Fähigkeiten und Fertigkeiten schwäche. Diese Anziehung sei jedoch überwindbar.
- 3. Ein feinmaschiges Netz bedarf einer größeren Menge des hemmenden Stoffes als ein grobmaschiges.
- 4. Die Anfangsstruktur des Netzes sei durch die Umwelt des Individiums definiert, dennoch können wir Fähigkeiten und Fertigkeiten erwerben, das Netz in seiner Strukturiertheit zu fassen und zu verändern. Fähigkeiten und Fertigkeiten seien zusätzlich durch unsere physischen und psychischen Gegebenheiten beschränkt.
- 5. Jeder Mensch werde in sein eigenes, ungewisses Netz geboren, es sei bereits mit Netzen anderer Individuen (zunächst vor allem mit dem der Eltern) verknüpft. Die Stabilität des eigenen Netzes stehe auch mit der Stabilität der angrenzenden Netze in Abhängigkeit. Je nach Fähigkeiten und Fertigkeiten könne das Individuum seinem Netz, auch Ankerungspunkte außerhalb anderer Netze geben.
- 6. Angrenzende Netze mögen auch zusammenbrechen, wegfallen und durch neue ersetzt werden können. Das eigene Netz soll dadurch ebenfalls beschädigt oder zerstört werden können.

Mit dem nun definierten Gegenstand des Netzes will ich den Versuch unternehmen, einige Vorgänge des Lebens zu erläutern und zu veranschaulichen.

Man werde nun in ein Netz hineingeboren. Das Netz in welchem man sich wiederfindet, kann sehr große Maschen haben, sodass die Gefahr besteht, dass man bereits als Kleinkind (<-unbewusst) hindurchfällt. Es kann sehr instabil sein, da die angrenzenden Netze ebenfalls sehr marode sind und dem eigenen nur wenig Halt bieten können (zerrüttetes Elternhaus, soziale Umgebung). Auf der anderen Seite kann es gleichfalls aus so winzigen Maschen bestehen, dass es gar unmöglich ist, verloren zu gehen. Es kann aber auch so dicht und eng gewoben sein, dass es uns nahezu erstickt. In der nachfolgenden Entwicklung, indem man in der Regel a) am schnellsten und b) den Großteil seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten erlernt und erprobt (<- Kind- und Jugendalter), wirken sich die Unterschiede in der Beschaffenheit der Netze bereits sehr deutlich aus. So wird ein Kind z.B. , welches in einem sehr maroden Netz aufwächst, sich entweder ängstlich an den Fäden des Netzes festklammern, oder seinen Vorteil der wenigen Hemmungskräfte (Vergleiche 2.!) nutzen. Hierbei besteht jedoch stets die Gefahr, aus seinem Netz zu fallen. Ein grobes Netz kann also dazu führen, dass das Individuum Risiken eingeht und selbständig wird, oder in eine Art ängstlicher Befangenheit verfällt. Ein Kind hingegen, welches in ein zu engmaschiges Netz geboren wurde, wird durch die vermehrten Hemmungskräfte (Vergleiche 2. u. 3.) entweder dazu neigen, nur wenig an sich und dem Netz zu ändern, da es ja nicht durchfallen kann und es gewöhnt ist, sich tragen zu lassen (<- sieht keine Notwendigkeit darin, sich Fertigkeiten anzueigenen), oder gerade damit beginnen, der Ursache der Hemmung entgegen zu wirken. Es könnte also ein unselbstständiges Individuum hervortreten oder geradezu ein Rebell, welcher zwanghaft versucht Bindungen in seinem Netz zu lösen. Dabei

kann es dazu kommen, dass er aus blinder Wut Bindungen kappt, ohne zuvor deren Aufgabe für die Stabilität des Netzes begriffen zu haben. Das Netz würde zu einem instabilen Netz werden oder gar zerstört werden. Das Netz prägt somit auch den Charakter und den Willen das Handwerkszeugs (<- Vergleiche 3. u. 4.) zu erlernen.

Hat man und sein Netz jedoch die Phase des Erwachsenwerdens gemeistert, so kann man beginnen sein Netz mit den individuell erlernten Fähigkeiten und Fertigkeiten umzustrukturieren. Man kann vorhandene Bindungen zu benachbarten Netzen kappen oder neue schaffen. Man kann für sich selbst entscheiden, ob man sich ein möglichst engmaschiges, mit möglichst vielen Verbindungen versehenes Netz schafft, oder ob man weniger Verbindungen und grobmaschigere Strukturen für sich wählt. Versucht man sein Glück allein, will ganz nach oben, oder will man lieber eine große soziale Bindung mit möglichst vielen Absicherungen (<-Maschen u. Verbindungen zu anderen Netzen)? Meist impliziert Sicherheit auch Gebundenheit und Selbstständigkeit eben Risiko.

Ein sehr sozialstark verknüpftes Netz wird bei dem Zusammenbruch der angrenzenden Netze stärker beschädigt werden als eines, das hauptsächlich durch sich selbst getragen wird. Doch bietet das letztere auch eine größere Gefahr hindurchzufallen, während das erstere mehr Hemmungskräfte (Vergleiche 2. u. 3.) besitzt und mehr Zeitaufwand bei der Wartung bedarf (<- Pflege sozialer Kontakte). Dies bedeutet: Wer sich stets auf seine Mitmenschen verlässt, doch diese eines Tages nicht mehr helfen (können), wird es schwer haben, die neue Situation zu meistern.

Es lässt sich gleichfalls beobachten, dass im hohen Alter, indem die Fähigkeiten und Fertigkeiten zunehmenst nachlassen, das Netz bei den Meisten feinmaschiger wird. Viele Menschen neigen dazu sich für den Lebensabend abzusichern, weil sie einfach Angst haben vergessen und allein zu sterben, oder aber Angst vorm Sterben im Allgemeinen haben. Dadurch wiederum werden viele von ihnen noch zusätzlich träge.

Man bemerkt recht schnell, dass ein Vergleich des Lebens mit etwas anderem vieles anschaulicher werden lässt. Gleichsam wird es leichter rational zwischen *Pro* und *Contra* abzuwägen. Oftmals verbietet es uns unsere >Moral< so „eiskalt“ zu unterscheiden und Dinge bei dem Namen zu nennen.

Es kann somit für jeden ersichtlich werden, dass es für uns selbst hilfreich sein kann, etwas Abstraktes mit einem uns vertrauten Ding/Sache abzugleichen/zu vergleichen.

(2 Seiten)

Nur ein Spiel

Eine verzweifelte Seele, einer, der im Leben alles, was mit dem Prädikat Erfolg behaftet ist, erreicht hatte, kämpfte sich einen steilen und gefährlichen Pfad zum Gipfel eines hohen Berges hinauf, an dem er, wie er hoffte, den Weisen vom Berge antreffen würde. Denn obgleich sein Leben ein einziger Erfolg zu sein schien, so stimmte es jenen von Zweifeln geplagten Unternehmer keinesfalls glücklich. Und so fragte er sich, wozu er nun allen Erfolg der Welt hatte, all die materiellen Reichtümer, die makellos schönen Frauen, seine wohlgezogenen Kinder, die unzähligen Freunde und auch all den Ruhm, das Hohe Ansehen, das er bei Menschen aller Schichten genoß, seinen guten Ruf als perfekter Gentleman, als Stifter von Krebskliniken und vieler verschiedener Hilfsorganisationen. Wenn ihm all dies keine Zufriedenheit schenkte, fragte er sich, wozu hatte er es dann? Es mußte irgendwo einen Fehler in seinem Leben geben und um diesen Fehler zu ergründen, hatte er nun den gefährlichen Aufstieg zur Wohnstätte des Weisen vom Berge auf sich genommen, welcher als der Weiseste unter den Weisen galt und daher auch auf dem höchsten aller halbwegs bewohnbaren Gipfeln lebte.

Nach Stunden auf mühsamen Wegen, halb kletternd, halb wandernd, und ebenso durchgeschwitzt wie durchgefroren, erreichte der Unglückliche endlich das in den Felsen geschlagene Haus des Weisen vom Berge. Angenehme Wärme strömte ihm entgegen, als er durch den Eingang trat. Er schritt durch eine große Halle, mit furchteinflößend hohem Gewölbe, an deren Ende sich ein Zelt befand, in dem er den Weisen vermutete, da er ihn nirgendwo anders entdecken konnte. Doch als er das Zelt betrat, erblickte er statt des Weisen, in seidene Tücher, exotische Parfums und schweren, goldenen Schmuck gehüllt, eine alte Zigeunerin, mit buschigem, meterlangem, schwarzem Haar, riesigen, goldenen Ohrringen und schelmischen, aber dennoch unheimlich durchdringenden, großen, fast schwarzen Augen. Er, als perfekter Gentleman bekannt, schämte sich, in das Zelt der alten Dame einfach so eingedrungen zu sein, bat mehrmals höflich um Verzeihung und hatte sich auch schon wieder umgedreht, um das Zelt zu verlassen, als er hinter sich herrufen hörte: „Halt!“

Der Unternehmer entschuldigte sich abermals: „Verzeihen sie vielmals, Madame, aber ich bin auf der Suche nach dem Weisen vom Berge. Ich muß mich wohl im Haus (oder gar im Berg?) geirrt haben. Entschuldigen sie bitte meine Störung.“

„Du hast dich nicht im Haus geirrt“, sagte die Alte und hieß den Gentleman, mit einem einzigen Blick, sich auf einen unbequemen, schlichten Holzstuhl zu setzen, während sie selbst in weiche Kissen gebettet, entspannt dasaß. Als er sich gesetzt hatte, begann sie zu erläutern: „Der Alte vom Berg ist zum Sterben ins Tal gegangen, deswegen vertrete ich ihn.“

Verwirrt sah er die Alte an und fragte schließlich: „Das verstehe ich nicht. Wenn er zum Sterben ins Tal gegangen ist, müßten sie dann nicht eher so etwas wie seine Nachfolgerin sein und nicht seine Vertreterin?“

„Dir das zu erklären, liegt außerhalb meines Kompetenzbereichs“, antwortete sie, bevor sich ein sonderbares Lächeln auf ihrem Gesicht abzeichnete. „Sei froh, daß du mich hier triffst und nicht den Alten. Er war schon ziemlich meschugge – Altersschwachsinn, wenn du mich hier fragst. Hab ihm geraten, er solle doch einfach springen, der Weg ins Tal sei so viel kürzer und unbeschwerter.“ Die Zigeunerin stieß ein irres Kichern aus und der Unternehmer fühlte sich zunehmend unwohl.

„Jetzt aber zu dir, Icks“, sagte die Alte und sah ihn dabei freundlich an. „Du bist also auf der Suche nach dem Sinn deines Lebens...“ „Woher wissen sie das? Und woher kennen sie überhaupt meinen Namen?“ fragte der Angesprochene aufgeregt.

„Das ist doch vollkommen gleichgültig“, antwortete sie und verdrehte die Augen. „Was meinst du wohl, was die am häufigsten gestellte Frage hier oben ist, he? Du bist schon der Fünfte heute, der nach dem Sinn fragt. Und mit deinem Namen verhält es sich genauso. Ihr heißt alle Icks.“

Verblüfft und gebannt lauschte Icks den nachfolgenden Worten der Zigeunerin: „Das Leben, mein lieber Icks, ist ein Spiel. Oder sagen wir besser, nur ein Spiel.“ Darauf schwieg die Alte und blickte Icks, scheinbar sehr zufrieden mit sich selbst, an. Dieser wurde nach einer Weile des Schweigens immer unruhiger, bis es schließlich aus ihm hervorbrach: „Ja und? Wenn das Leben ein Spiel ist, ich meine, nur ein Spiel, wo liegt dann der Sinn?“

„Du fragst mich nach dem Sinn eines Spiels? Kein Wunder, daß es dir nicht gut geht, meine Güte! Ein Spiel ist einzig und allein dazu da, denjenigen zu erfreuen, der es spielt – das ist der Sinn.“

„Also soll ich hier einfach nur Spaß haben, im Leben?“

„Genau.“

Icks sah sich gezwungen, der ominösen Dame zu widersprechen: „Aber ein Spiel hat doch auch noch einen ganz anderen Sinn: Wenn meine Kinder spielen, dann lernen sie etwas, was sie im richtigen Leben später anwenden können.“

„Deine Kinder lernen in einem Spiel, in einem Spiel, das Spiel richtig zu spielen“, kam die knappe und für sie selbst wohl durchaus hinreichende Antwort der Zigeunerin. Doch als sie in die immer noch fragenden Augen des Unglücklichen sah, seufzte sie und sagte: „Mein armer Junge, paß auf: Das Wichtige am Wissen darum, daß das Leben nur ein Spiel ist, liegt in der Erkenntnis, daß eben nichts wichtig ist – es ist nur ein Spiel, kapiert?“

„Aber spiele sind doch wichtig“, erwiderte Icks trotzig. „Ein Kind bereitet sich im Spiel auf das wahre Leben vor. Aber wenn das wahre Leben auch ein Spiel ist, worauf bereitet einen dann das Leben vor?“

„Was soll der Quatsch?“ fragte die Alte rhetorisch. „Nach deinem Modell bereitet man sich auf ein Spiel vor, das einen auf ein anderes Spiel vorbereitet, welches wiederum die Vorbereitung auf ein ganz anderes Spiel ist, und

so weiter. Wo der Sinn einer solchen, endlosen Kette von Vorbereitungen liegt, würde ich mich dann auch fragen. Aber selbst wenn es so wäre, so bliebe immer noch der Sinn, sich daran zu freuen, denn es wäre schließlich alles immer noch ein Spiel. Gewinnen oder Verlieren, was auch immer damit gemeint sein soll, sind nicht wichtig, denn es ist alles nur ein Spiel.“

Die Zigeunerin machte eine kurze Pause, in der sie tief durchatmete, sich entspannte und anschließend mit ruhigerer Stimme weiter sprach: „Das Einzige, was wichtig ist, bei einem Spiel, ist, daß man es ernsthaft spielt. Nicht ernsthaft im Sinne von, daß es eine ernste Sache ist, um die es geht, sondern im Sinne von, daß man sich auf das Spiel richtig einläßt, das Spiel gewissermaßen richtig spielt, denn das sind die Prämissen dafür, daß ein Spiel tatsächlich Spaß und damit Sinn macht.“

Icks ließ den Kopf hängen und klagte wehleidig: „Aber ich bin doch auch bloß hier, weil ich mich eben nicht freue. Ich will mich ja freuen, aber es klappt nicht, weil ich keinen Sinn mehr dahinter sehe.“

Die Alte lächelte nachsichtig und sagte sanft: „Aber jetzt kennst du doch den Sinn. Was dir deine Freude nahm, waren doch nur falsche Voraussetzungen, unter denen du dein Leben betrachtet hast. Du wußtest vorher nicht, daß alles nur ein Spiel ist, und dachtest somit, es handle sich um ernste Dinge. Aber Ernst ist eine Illusion, genau wie alles Andere, totale Unwichtigkeit. Nenn es von mir aus Simulation, aber es ist und bleibt ein Spiel. Der Fehler, den du dein Leben lang begingst, war, daß du zu versessen aufs Gewinnen warst und dadurch den eigentlichen Sinn, die Freude am Spielen an sich nämlich, aus den Augen verloren hast. Gewinnen ist ohnehin der größte Quatsch, wenn es nur darum geht. Letztendlich fallen wir alle dem Tod anheim und das war's dann mit uns. Gewinnen wie Verlieren soll einfach Spaß machen und wenn wir dann am Ende ohnehin verlieren, dann gehen wir freudig ins Schattenreich oder Gott weiß wohin.“

All die großen Namen in der Geschichte haben absolut gar nichts von ihrem Ruhm, der ihnen, wie ein Echo ihres Lebens, nachhallt. Einzig, daß sie in ihrem Leben ihre Freude hatten, ist von Bedeutung und wenn sie die nicht hatten, dann starben sie wahrscheinlich als schlechte Verlierer.

Ich rate dir, tue, was du willst, beflecke deinen guten Ruf, raube eine Bank aus, gehe ins Gefängnis, bringe die feine Gesellschaft mit deinen schlüpfrigen Zoten in Verlegenheit, steig in den Drogenhandel ein, werde Papst und –ach, laß dir was einfallen –es ist alles nur ein Spiel.“

Icks war erleichtert. Er bedankte sich mehrmals und ausgiebig bei der Zigeunerin und fragte, was er denn zum Dank für sie tun könne. Die sagte, er solle sie einfach weiter empfehlen. Als Icks dann gehen wollte, drehte er sich im Zelteingang noch einmal um und sagte: „Eine Frage hätte ich noch. Gibt es einen Gott?“ „Ja, und Mohammed ist sein Prophet. Keine Ahnung! Geh jetzt endlich.“

Beschwingt stieg Icks den gefährlichen Bergpfad hinab. Dabei war er jedoch etwas zu leichtsinnig, rutschte aus und stürzte schreiend eine steile Felswand hinunter. Das war's dann mit ihm. Die alte Zigeunerin vernahm noch in ihrem Zelt den Schrei ihres letzten Klienten und gähnte gelangweilt.

(1 Seiten)

Das Leben ist...ein Kampf

Schon die Befruchtung im Mutterleib ist ein Kampf. Welche Samenzelle schafft es, die anderen aus dem Rennen zu boxen und sich in die Eizelle 'durchzukämpfen'?! Die Monate der Entwicklung im Mutterleib mögen ja noch entspannt ablaufen, aber wenn die Geburt kein Kampf für Mutter und Kind ist?! Ab dem ersten Tag der Geburt kämpft das Kind um alles was es bekommen kann. Dies beginnt natürlich mit Nahrung, welches meistens noch erfüllt wird und endet schließlich bei dem Punkt Aufmerksamkeit respektive 'In- Ruhe-Gelassen-Werden', nachdem zwanzig Nachbarn, sämtliche Omas, Freunde und Bekannte dem Kind in die Wange gezwickt haben.

Die Sozialisation, die Kinder dann sehr schnell lernen müssen, ist härter als jeder Boxkampf. Ein ständiges Austeilen und Einstecken prägen die folgende Zeit.

Den Kampf den Kinder während der Schulzeit überstehen müssen ist fast nicht überlebbar.

Eine Gruppe von Kindern kämpft täglich damit, den Schultag zu überstehen, die nächste Gruppe kämpft damit, die Anforderungen zu erfüllen. Die Gruppe, die keine Schwierigkeiten mit den Anforderungen hat, hat massive Probleme das Mobbing von anderen Kindern oder Lehrern zu überstehen. Und wenn diese Kinder dann auch noch in die Pubertät kommen, fängt der Kampf ums Erwachsenwerden erst richtig an.

Die Reihe der „Kämpfe“, die ein Pubertierender Jugendlicher durchmacht, sind gar nicht alle aufzählbar. Da ist beispielsweise der viel zitierte „Kampf der Geschlechter“ der von Pubertierenden hart ausgefochten wird. Dann der Kampf mit sich selbst, um die eigene Persönlichkeit.

Wenn die Schule dann endlich überstanden und ohne größere Schrammen hinter sich gelassen wurde, beginnt der Kampf ums Überleben erst richtig. Fragen wie: „Was soll ich jetzt machen?“, „Ist das wirklich das Richtige“, „Sind das meine Träume“, „Was sind meine Träume“, bringen einen fast um den Verstand.

Wenn man dann nebenher noch eine Beziehung führt, wird es noch schwieriger. Dort muss man(n) oder Frau beispielsweise um die Durchsetzung ihrer eigenen Interessen kämpfen.

Dann kämpfen sich die meisten Menschen mehr schlecht als Recht durch ihr langes Berufsleben. Am Ende angelangt, in froher Erwartung „gewonnen“ zu haben geht es aber weiter. Der Kampf ums Jungbleiben und gegen das Alter, hat natürlich schon viel früher begonnen, jetzt aber geht es eher darum noch einen Sinn im Leben zu sehen, wenn die Arbeit, die viele als den Lebensinhalt ansehen, wegfällt.

Nun gut, lassen wir das mal so stehen, ich will auch nichts dramatisieren, aber bis jetzt war nur die Rede von dem normalen Kampf, den jeder so im Laufe seines Lebens meistern muss. Etwaige Schicksalsschläge, Krankheiten, Todesfälle in der Familie und andere Lebenskrisen wurden noch überhaupt nicht erwähnt. Allgemein ist diese Aufzählung doch sehr lückenhaft und jeder kann noch beliebig viele persönliche Kämpfe hinzufügen.

Aber gibt es nicht auch etwas Positives an der Ganzen Sache? Boxer kämpfen ja auch aus Spaß und weil sie es toll finden.

Nun gut, sehen wir es wie sie, als ein Spiel, und wenn wir gewinnen, freuen wir uns und bereiten uns auf den nächsten Kampf vor.

„Das Leben tut weh... jeden Tag.“

Zitat von Dennis Neupert

(2 Seiten)

Ernst gemeint

Ach ja, das Leben. Was ist das eigentlich? Die ironische Miene und der derbe Duft von kolumbianischem Pfeifentabak, die die Antwort meines Großvaters, ein wahrer Sophist, begleitet hätten, würden die Sinne meiner Enkelkinder noch berauschen. "Wenn man gefragt wird, weiß man es nicht. Ansonsten ist es eine klare Sache." Meine Mutter hätte wahrscheinlich nur die Augen gerollt und irgendwas über das Wetter oder die Unruhen am vorigen Abend in der Nachbarschaft erzählt, einfach so, um das Thema zu wechseln. Meine Mutter, die Agnostiker.

Aber soweit mit meinen Familienangelegenheiten. Ich will mich heute Abend -und was für ein herrlicher Abend es ist- mit einem weitaus ernsteren, tiefsinnigeren, überwiegend abstrakten Thema befassen: das Dasein, meinen, deinen, unseren, halt das Leben an sich. So viele Zeilen sind darüber geschrieben worden, so viele Bezeichnungen und Metaphern wurden bereits verwendet, um das Größte, das Allumfassendste unseres Denkens zu charakterisieren, daß es das Vernünftigste wäre einfach aufzugeben und unsere Anstrengung und kostbare Zeit anderer, sagen wir mal, pragmatischeren Tätigkeiten zu widmen, vielleicht ein Häuslein bauen oder in die Politik eintreten, ohne den Bauarbeitern nahe treten zu wollen. Die klügsten Köpfe der Menschheitsgeschichte – die Philosophen, natürlich, und die Künstler, ob da ein Unterschied liegt, ist ein anderes Thema- haben es immer versucht den Begriff des Lebens zu erweitern, ihn einen Sinn und Zweck zu geben. Ein Fluss soll es sein, oder eine Reise, ein Spiel oder gar eine Schachtel Pralinen. Daß bei solchen Beispiele große Ähnlichkeiten zur Erscheinung treten, betrachte ich als selbstverständlich und ist mit der linearen Vorstellung einer Anhäufung von zahllosen Ereignissen und Empfindungen, wenn ich diese Differenzierung wagen darf, verbunden. Eines geschieht nach dem Anderen. Aber das ist eine ganz andere Geschichte. Kommen wir also zum Punkt. Das Leben, wie wir bereits gesehen haben, kann viele Gestalten annehmen, aber meines Erachtens ist es, nicht lachen, ein Witz. OK, erster Schock überwunden, fahren wir zur Erläuterung fort.

Ein Witz ist bekanntlich ein sprachliches Werkzeug des so genannten menschlichen Humors, eine Kette von aneinander verknüpften Worte, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt auflösen, eine neue parallele Kette bilden und mit einem unerwarteten Ende für Überraschung, Nachdenklichkeit oder, im besten Falle, Gelächter sorgen. Es ist anzunehmen, daß die Tätigkeit ein Witz zu erzählen sprachlich als eine Nachahmung eines "natürlichen" witzigen Ereignis entstand, und somit der Substantiv dem Adjektiv folgte. Natürlich darf man aber nicht diese trockene Definition im Gleichnis mit dem Leben worttreu anwenden. Der Witz muss als ein dynamisches Verhältnis mindestens zweier Entitäten verstanden werden, mit dessen jeweiligen Aktionen, Reaktionen und Gegenreaktionen.

Das Leben ist also ein Witz. Es entpuppt sich als solches auf drei Ebenen: die menschlich-sozialen, die metaphysische und die ethische.

Auf der menschlich-sozialen Ebene ist der Witz ständig vorhanden, wobei die verschiedenen Rollen, die des Erzählers und die des Zuhörers, dynamisch variieren, manchmal in einem so ungeheueren Tempo, daß man sich plötzlich verlegen in einer Diskussionsrunde findet und man sich nicht entscheiden kann, ob man lachen, trostlos oder skeptisch gucken oder weglaufen sollte.

Der Erzähler erzählt sein Witz, sucht nach Zuneigung in Form eines Lachens, eines Kicherns, irgendeiner freundlichen Reaktion. Die Zuhörer, die auf dieser Weise reagieren werden, insofern sie nicht auf zynische Entfremdung stehen, höchstwahrscheinlich so denken: "Aha, das ist ja gar kein übler Kerl." Sie werden die Anwesenheit des Erzählers akzeptieren, sie vielleicht weiterhin aufsuchen oder sie wenigstens nicht scheuen. Die restlichen Zuhörer, falls sie noch in der Nähe sind, werden mit oder ohne Kommentar die Gegenwart des Langweilers verlassen und sich auf der Suche nach andersartige Witze bewegen. So streng und radikal ist die Welt der menschlichen Beziehungen.

Dieses interpersonale Schema lässt sich auch in die zum Teil verschwommene Gedankenwelt, wo Ideen und so genannte Überzeugungen um unsere Aufmerksamkeit, um unsere Gefälligkeit unerbittlich kämpfen, übertragen.

Diese letzte geschenkte Gefälligkeit, dieses innere Lachen, entscheidet über unser Handeln, das uns wiederum im sozialen Spektrum bei der Musterung unserer Zeitgenossen dirigiert.

Auf der metaphysischen Ebene müssen wir uns von dem situationsbedingten, individuellen, endlichen Verständnis des Witzes verabschieden und uns in die kaum erforschten Anschauung des Witzes als Einheit, als ein Ganzes begeben. Was ist das denn für ein komischen Witz? Und wer erzählt uns den? Zur ersten Frage, zwei Vorgehensweisen:

1) Die humanistische: Der eine Witz, der jedem Humor gefällig ist, ist die Summe aller einzelnen Witze. Diese Variante eignet sich hervorragend für Jazzliebhaber, die eigentlich keinen Höhepunkt erwarten aber die Virtuosität der Übergänge belauschen.

2) Die mystische: Unser körperliches Dasein und alle Witze, die wir in der Zeit zu hören bekommen, bilden nur die erste Kette der Erzählung, d.h. die wirklich witzige Begebenheit, das unerwartete Ende, die Überraschung, die das große Lachen hervorrufen wird, erfolgt erst nach dem letzten Atemzug.

Die Frage nach dem Erzähler des Einen Witzes gilt als eine Fangfrage, eine die nicht zu beantworten ist. Natürlich gab und gibt es Menschen, die das zu wissen glaube, und nicht nur das "wer?" behaupten sie zu kennen, sondern auch die Weise, wie man den Witz verstehen soll, wann und auf welcher Art man lachen sollte, usw. Hütet euch, liebe Leser, vor diese Menschen aber seid auch nicht gemein, denn sie wissen nicht was sie tun.

Dies bringt uns zu unserem letzten Punkt: die Ethik. Wie soll man bloß auf diese bedrückende Unwissenheit, auf diesen nicht endend wollenden Witz reagieren? Sollte man die Etikette folgen und gemäßigt lachen ohne den Scherz richtig verstanden zu haben? Oder sollte man den alten Spruch Aufmerksamkeit bieten und erst am Ende lachen, was bekannterweise am meisten Freude bringt?

Die Antwort liegt in der Luft. Eigentlich ist es aber auch egal, hauptsächlich man fühlt sich wohl in der eigenen Haut.

(2 Seiten)

Das Leben als Theaterstück...

Wir leben. Wir Menschen leben, die Tiere leben, auch Pflanzen leben. Nach der wissenschaftlichen Definition jedenfalls, in der sich das Leben gründet in einem Zusammenspiel wesentlicher Faktoren wie Fortpflanzung, Wachstum und Bewegung aus sich selbst heraus. Und schon immer maßt sich der Mensch an, eine Sonderstellung in dieser Definition des Lebens einzunehmen. Er sieht sich als einziges Wesen, das eine Selbsterkenntnis besitzt und Reflektionen über das Leben an sich vornehmen kann. Aus diesem Grunde beschäftigen sich die Menschen auch seit jeher mit der Frage, ob das Leben, also speziell das menschliche Leben, einen Sinn hat und wie sie dessen Grundzüge und Strukturen genauer begreifen bzw. darstellen können. Denn trotz der scheinbar klaren wissenschaftlichen Definition von Leben begegnet uns das "Menschliche Leben" in seiner konkreten Realisierung sehr abstrakt und unklar. Deshalb ist es sinnvoll, einen geeigneten Vergleich zu finden, um dessen wesentliche Grundzüge anschaulich und vereinfacht aufzuzeigen.

Schon viele Philosophen haben diverse Vergleiche mit Hilfe von eigens kreierten Modellen gezogen, doch letztendlich ist es wichtig zu sagen, dass solche Modelle lediglich Annäherungen darstellen und niemals die Komplexität des Lebens in seiner Gesamtheit aufzeigen könnten. Um dies einigermaßen zu erreichen müsste man wohl sämtliche Modellvorstellungen miteinander verknüpfen um dann festzustellen, dass man das Leben wahrscheinlich nie in all seinen Wesenszügen erfassen könne.

Jedoch hilft schon ein einziges Modell in geringer Weise weiter, um sich persönlich eine gewisse Sinnstruktur zu schaffen und eine Ordnung in das scheinbar Sinnlose zu bringen.

Im Folgenden werde ich nun zum Beispiel erläutern, wie man das Leben mit einem Theaterstück vergleichen kann, da ich finde, dass dies ein äußerst geeignetes Bild ist, dass die wichtigsten Grundzüge menschlichen Lebens abdeckt.

Nehmen wir also an, das Leben sei ein Theaterstück. Was braucht man nun für ein Theaterstück? Eine Bühne, das Stück an sich, dessen Autor und vor allem die Darsteller.

Die Darsteller sind natürlich wir selbst. Doch welche Rolle spielen wir? Zwar können wir Abhängig von unserem Talent und unserer Willenskraft in gewissem Grade unsere Rolle selbst bestimmen, doch letztendlich ist schon eine klare Vorstellung des Stücks an sich im Kopf des Theatervorstehers vorhanden, sodass wir wohl doch unsere Rolle zugeteilt bekommen, an die wir uns lediglich anpassen können. Der Theatervorsteher ist somit quasi gleichzusetzen mit der eigenen Familie beziehungsweise der gesamten Gesellschaft, die gewisse Erwartungen an uns hat, die wir auch erfüllen müssen.

Je nach Nationalität, alten Traditionen und sozialem Status werden wir also in gewissem Sinne geprägt und uns schwebt in etwa eine Charakterisierung der Rolle vor, die wir zu spielen haben, damit das Stück, also quasi das Leben mit all seinen sozialen Verflechtungen, möglichst ungehindert vonstatten gehen kann.

Deshalb sind wir alle in unseren Möglichkeiten relativ begrenzt. Jedoch ist das Stück noch lange nicht aufgeführt und uns bleibt also ein großer Spielraum übrig um unserer Kreativität freien Lauf zu lassen.

Da wir aktive Teilnehmer an dem Theaterstück sind, können wir mit unserem Handeln dessen Verlauf auch wesentlich beeinflussen.

Beispielsweise können wir uns möglichst an das Drehbuch halten, reagieren statt zu agieren und uns immer passiv im Hintergrund halten um den anderen Darstellern den Vortritt zu lassen, sich anzupassen und ihnen und dem Autor zu vertrauen und somit darauf zu hoffen, dass das Stück von ganz allein schnell, sicher und erfolgreich zu Ende geht. (Vertrauen auf höhere Macht)

Jedoch können wir auch aus den Vorgaben ausbrechen und unsere Rolle mithilfe von überzeugender Charakterdarstellung zu einer Hauptrolle erheben.

Denn was die Faszination an einem Theaterdarsteller ausmacht, ist wohl das Aufgehen in seiner Rolle, das Ausdehnen der Text- und Rollenbeschreibung nach seinen Vorstellungen und vor allem gekonnte Improvisation.

Und so ist es letztendlich auch im Leben. Durch soziale Vorgaben und einer begrenzten Kulisse ist man zwar in seiner Position eingeengt, aber kann sich selbst in dem gegebenen Rahmen nach eigenen Vorstellungen verwirklichen. Natürlich darf man sich seiner vorgeschriebenen Rolle nicht völlig verweigern um vom Publikum nicht gänzlich Ablehnung zu ernten und schließlich aus der Theatergruppe ausgeschlossen zu werden. Aber je mehr der Darsteller aus seiner kleinen Rolle heraus holt, desto mehr Ruhm wird er letztendlich ernten.

Bezieht man das Bild des Theaterstückes nun auf die Sinnfrage des Lebens, könnte man eventuell in Konflikte kommen. Denn schließlich liegt der Sinn ja bei dem Autor des Stückes und man selbst würde dessen Hintergründe wohl nie gänzlich begreifen können und ihm hilflos ausgeliefert sein. Doch für mich gibt es hier eine ganz wesentliche Parallele zum Leben: Denn egal, ob der Autor mit dem Stück einen tieferen Sinn verfolgte, oder ob das Stück nur um des Aufführens Willen existiert: Ich bin nicht der Autor. Ich bin einer der Darsteller und habe deshalb lediglich die Möglichkeit, das Beste aus meiner Rolle zu holen. Ich kann kein komplett neues Stück erfinden oder das Alte umschreiben, aber ich kann das Stück mit den mir gegebenen Möglichkeiten vervollkommen, zerstören oder einen anderen Handlungsumschwung herbeiführen. Natürlich könnte ich die Bühne einfach verlassen und das Stück so zeitweilig in ein Chaos treiben. Aber die Bühne wird auch nach mir noch bestehen. Und im Vergleich zur Bühne ist meine kleine Funktion im Theater gänzlich unbedeutend. Ich kann diese Funktion wahrnehmen oder nicht - in beiden Fällen wird diese nicht bedeutsamer. Deshalb ist es mir als Darsteller lediglich vergönnt meine Rolle nach bestmöglichem Gewissen und zur Zufriedenheit des Publikums zu spielen, um mich durch meine eigene Berauschtigkeit und den Applaus der Massen glücklich zu fühlen. Denn letztendlich ist, was jeder Mensch in seinem Leben erreichen will, Bestätigung und persönliches Glück. Diese Art von Erfüllung spürt ein Künstler schon beim Ausüben der Kunst an sich und käme bei einem Gelingen des Auftritts auch nie auf ein Infragestellen des Stückes an sich.

(2 Seiten)

Thesenblatt zur Analogie „Das Leben – ein blind date im Pantheon“

- Aus Orientierungslosigkeit entsteht das Bedürfnis nach einem System, die Phänomene des Lebens zu ordnen, zu werten und daraus Handlungsspielräume abzuleiten (Weltsicht)
- Diese Weltsicht beeinflusst die Art der Wahrnehmung (selektiv) und ist entscheidend für das physische und psychische
- (Sich-Selbst-)Erleben
- Zufälligkeit der Verfügbarkeit bestimmter Weltsichten/Welterklärungsmodellen an den verschiedenen Lebensabschnitten, besonders zu Lebensbeginn
(erstes Welterklärungsmodell ermöglicht noch nicht den reflektierten Umgang damit, fehlender Vergleich und Notwendigkeit eines ersten Bezugspunktes in der Welt)

- Leben also unter dem linearen Aspekt angeeigneter Welterklärungsmodelle, die für den Lebensentwurf (Meinungen prägen Handlungen) und für die Verwertung von Erfahrung (Handlungen prägen Meinungen) eine tragende Rolle spielen
- Also ein Aspekt des Lebens: Beziehungsmodell als weitergefasstere Analogie;
die Art und Weise, wie man in seinem Leben auf Weltsichten stößt, wie man zu ihnen Stellung nimmt und in welchem Maße man die Fähigkeit besitzt, die Trennlinie zwischen Innenwelt (Individuum) und Außenwelt zu wahren (Identität, Authentizität, sowie Freiheit vs. Determination), sowie die Motivationen des Beziehungswunsches, der Unterschied zwischen reifer und unreifer Liebe (vgl. Erich Fromm: Ich brauche dich, weil ich dich liebe vs. Ich liebe dich, weil ich dich brauche), die Formen von Beziehungen (z.B. serielle Monogamie, Promiskuität), Untreue und die Formen, sich selbst und andere darüber hinwegzutäuschen sowie das Geben-und-Nehmen

Arbeitsbegriffserläuterung:

- blind date: ein Treffen, das zwar geplant wird, jedoch ohne das Wissen, mit wem man sich trifft, Vertrauen in die Liebes-Agentur (?), einen Date-Partner nach gewissen charakterlichen Verträglichkeiten/Ähnlichkeiten aufzutreiben
- Pantheon: Bezug zu den Gottheiten, in diesem Falle, Welterklärungsversuche mit schon teilweise „belebtem“, bzw. „bestimmendem“ Charakter
- Götter sind von Menschen geschaffene Idealformen/-formen komplexer Lebensstrukturen
- Menschen sind keine Götter. Oder vielleicht doch- und aus Angst davor schufen sie externalisierte Götter.

Aussage:

Zu Beginn unseres Lebens können wir nicht entscheiden, wie unsere Startbedingungen gestaltet sind: wir werden einfach –ungefragt- in ein konkretes Umfeld hineingeboren. Dies brachte mich auf den Vergleich, das Leben habe Ähnlichkeiten mit einem Blind Date und auf jeden Fall auch mit einer (partnerschaftlichen Beziehung): Man begegnet zuerst einem Zugang zur Welt, hat jedoch keine Einflussmöglichkeiten darauf, sich den „Partner“ auszusuchen, ihm gewisse Kriterien aufzuerlegen. Auf jeden Fall fehlen einem Vergleichsmöglichkeiten, so dass man noch gar nicht kritisch mit dem „Gegenüber“ umgehen kann und sich dadurch einfach leichter an ihn bindet (als gäbe es eine Möglichkeit, sich gegen seine Startsituation zu „entscheiden“ !). Erst im Verlauf eines Menschenlebens gewinnt man die Fähigkeit, Abstand von seinem Blind-Date-Partner zu gewinnen und sich gewisse Fragen über die Verträglichkeit zu stellen: Hat die Agentur mir da den richtigen ausgesucht ? Gibt es überhaupt eine Agentur oder hat (hätte) sich dieses Treffen einfach zufällig ergeben (können)? Bin ich verpflichtet, mit meinem ersten Partner zusammenzubleiben, auch wenn wir uns schon weit voneinander entfernt

haben? Muss ich einen Partner haben, den der Großteil der Gesellschaft akzeptiert? Muss ich mich (jetzt schon) binden? Bin ich authentisch, wenn ich viele Partner in meinem Leben habe?

Forderung:

weg vom passiven Blind-Date hin zum bewusst gewählten (Lebensabschnitts-) Gefährten!

(2 Seiten)

Das Leben- ein alter, vergessener Wein.

Was macht das Leben zu einem Wein? Was macht es zu einem guten Wein, oder zu einem schlechten? Warum wird es „vergessen“? Wo steckt der Sinn hinter diesem Gedanken? Gibt es überhaupt einen?

Wenn der Nebel fällt, der düstere Himmel sich mit dem triefenden Boden vereinigt und die Trauben hängen, dann birgt solch ein Schauspiel etwas Tragisches, etwas, das so ganz anders ist als die sonnenhafte Tragik. Inmitten dieser Wahrhaftigkeit wachsen und gedeihen die Reben. Sie reifen und blühen auf. Die Zeit verleiht ihnen Gestalt. Das Leben ist Gestalt in Zeit.

Nun währt aber keine Schönheit auf ewig. Tröstlich mag es vielleicht sein, dass sie dann, wenn ihre Reife in voller Erhabenheit erstrahlt, gelesen, gewandelt werden. Die Trauben erfüllen keinen Selbstzweck. Sie haben sich und ihre Frucht für etwas Bestimmteres hingegeben. Mit ein paar Beimischungen wird aus ihnen das gemacht, wofür sie ins „Leben“ gerufen worden sind. Der Wein ruht und reift nun vor sich hin. Und mit ihm die Trauben.

Der Sinn eines Trauben/- oder Weinlebens liegt sozusagen darin, sich selbst und seine Gaben zur Reife und möglichen Vollendung zu bringen. Ist es bei uns Menschen nicht ähnlich? Ja, aber eben auch *nur* ähnlich. Die meisten von uns haben gar kein eigenes Leben, geschweige denn Denken. Sie handeln und leben stets als Masse. Und wir scheinen immer mehr (z.B. durch allgegenwärtige Zwänge, die uns die ökonomische Totalität auferlegt) zu verflachen und zum gleichförmigen Kollektiv reduziert zu werden.

Schauen wir doch auf die Zeit. Was lassen wir sie mit uns machen? Der Mensch, zumindest in den westlichen Kulturkreisen, beharrt stur, in der Annahme, die Zeit müsse „verschnellert“, „verdünnt“ werden, auf sein Recht zur Hektik/- Panikmacherei. Unter diesen Umständen jedoch ist das Leben keine Gestalt in Zeit, sondern bloße Addition. Es gleicht vielmehr einem verzerrten, entstellten Spiegelbild unserer selbst. Alles läuft so rasend schnell ab, zu schnell, als dass es ohne Probleme zu erfassen wäre. Die Erfahrungen spielen einen schwindelig. So lange, bis man gar nichts mehr vor Augen hat- nur noch Unverständnis, Angst und Hass. Die Bilder verschwimmen. Darum leben die meisten Menschen so unwirklich, weil sie die Bilder „außerhalb“ für das Wirkliche halten und ihre eigene Welt in sich gar nicht zu Worte kommen lassen. Wie denn auch, wenn sich mit den Bildern auch die Worte im Bedeutungslosen verlieren.

Doch es gibt da etwas, eine kleine Welt, die wie die Trauben auch, erst einmal entfaltet werden muss. Denn sie ist die Möglichkeit zur Befriedigung des Bedürfnisses, oder vielleicht auch der Notwendigkeit, sich selber lebend und wachsend zu fühlen. Das dumme ist nur, diese Welt scheint etwas zu tief in uns verborgen zu sein; zumindest so tief, dass sie nur schwer aufzudecken ist- in den meisten Fällen wahrscheinlich gar nicht mehr. Mit dieser Welt schwindet aber auch in gewisser Weise das Leben selbst. Wenn das nicht kümmert, was ist dann überhaupt noch von Wichtigkeit? Reife? Können wir überhaupt einen Reifeprozess durchlaufen, wenn diese kleine Welt in uns doch gar nicht zu erschließen ist?

Ich glaube, jedem von uns Menschen wohnt diese Welt inne- mal eine größere, mal eine kleinere. Dass man aufgrund der heutigen Zeitlichkeit, der Automation und der auch damit einhergehenden Verdinglichung verlernt hat, seine je eigene Wirklichkeit zu ergründen, heißt nicht, dass eben diese Welt nicht trotzdem wächst und reift. So unauffindbar wie sie durch unser eigenes Verschulden geworden ist, muss sie (notwendigerweise) in einer Zeit wie dieser, vergessen und in einem undurchsichtigen Schleier völliger Apathie gegenüber seinen eigenen eingeborenen Gesetzen gehüllt werden.

Der Keller ist tief und dunkel. Der Wein wird vergessen. Und blutet langsam aus.

Wie ein Wein aber auch mit der Zeit altert und seine Kraft entfaltet, so waren vielleicht vergangene Kulturen, bei denen Täler und Wälder, Dörfer und Schenken, Salons und Höfe noch zur erfahrenen Wirklichkeit gehörten, besser in der Lage, ihre Erfahrungen zu transzendieren, sich im Gestrüpp ihrer eigenen „Welten“ zu verhaken.

Wir aber hindern uns tagtäglich an der Beantwortung dessen, was uns unsere kleine Welt im Inneren sagen will: *„Verbannt die Schnelllebigkeit! Lasst euch nicht äußere Zwänge auferlegen, die künstlich und überflüssig sind, welche euch zu einem gefügigen Werkzeug erniedrigen!“* Sie will uns sagen, dass wir mit jeder Stunde etwas

sehr Wichtiges, etwas *Lebensnotwendiges* verlieren. Dementsprechend winzig ist unser Bemühen, die abhanden gekommenen Bruchstücke wiederzufinden.

Jedem Moment wohnt etwas Tragisches inne. Kann ich die Zeit nicht mehr fassen, nicht mehr erleben, so stehe ich in keinem Verhältnis zu ihr. Ich werde orientierungslos, so vieles gerät einfach in Vergessenheit. Die Tragödie scheint darin zu gipfeln, dass all die verschwundenen Teilchen letztlich mein eigenes Ich konstituieren. Ich vergesse mich in gewisser Hinsicht.

Es gibt keine Norm für das Leben. Notwendigerweise gibt es aber auch keine vorbestimmte Untauglichkeit. Dies gilt für den Menschen wie für den Wein. Nun stellt sich eine Frage: *Erinnern wir uns an den vergessenen Wein? Wagen wir uns in den tiefen Keller?*

Gedanken zur Analogie: „Das Leben ist wie eine Bühne.“

Das Leben wurde in der Geschichte oft als Bühne bzw. Bühnenstück bezeichnet. So sagte beispielsweise Shakespeare: „Die ganze Welt ist eine Bühne und alle Frauen und Männer bloße Spieler. Sie treten auf und gehen wieder ab, sein Leben lang spielt jeder manche Rollen.“ Diese Analogie zwischen Leben und Bühne beruht im Wesentlichen darauf, dass Lebensumstände und Probleme „auf den Brettern, die die Welt bedeuten“ aufgegriffen und Lösungen für diese gesucht werden. Meist sind die Themen allgemeiner Natur wie z.B.: Politik, Liebe etc., sodass sich der Betrachter damit identifizieren kann. Die Erfahrungen die aus dem Bühnenwerk hervorgehen sind als Lehre oder Fabel aufzufassen und lassen sich auf das Leben übertragen. Der jeweilige Inhalt, Ansatz und der Zweck des Stückes sind abhängig vom Zeitgeist z.B.: Lessing ein Denker der Aufklärung strebt nach der Schaffung eines neuen Bürgertums. Zusätzlich werden Stücke von einem Regisseur oder Choreograph interpretiert und in Szene gesetzt. Dadurch wird der Sinn des Werkes gedeutet: für Romeo und Julia ist ihre gegenseitige Liebe der Sinn des Lebens. Geht dieser Sinn verloren so folgt der Abbruch des Lebens. Es wäre ebenso vorstellbar, dass der Tod trotz dem Erhalt der Liebe eintritt, als Zeichen der Hilflosigkeit oder des Trotzes gegenüber der Welt und der Gesellschaft. Die Bühne beschäftigt sich also mit Fragen die im direktem und/oder indirektem Zusammenhang mit dem Leben stehen z.B.: Hat das Leben einen Sinn? Wer ist der Mensch? Wer oder Was ist Gott bzw. Gibt es Gott überhaupt und was ist, wenn er nicht existiert? (Sehr gut bearbeitet im Ballett von Uwe Scholz: Die große Messe.) Das Abbild der Wirklichkeit, das die Bühne vom Leben gibt, wird teilweise naturalistisch aber auch abstrahiert, wie in der Inszenierung von „Pelleas et Melisande“ (Claude Debussy) an der Leipziger Oper, wiedergegeben. Es ist also weniger die Bühne Adaption für das Leben als vielmehr alles, was auf ihr passiert. Dabei muss nun unterschieden werden, ob das Werk (Ballett/Tanz, Schauspiel oder Musiktheater) einstudiert ist und somit hauptsächlich von einem Spielleiter interpretiert ist oder ob es sich um eine Improvisation handelt, in der sich jeder Akteur zu etwa gleichen Teilen einbringt. Ersteres ist meist besser verständlich, da nur eine Grundidee oder –frage aufgeworfen wird. Anders ist es, wenn der Regisseur oder Choreograph es darauf anlegt nur Fragen zu stellen. Dann muss der Betrachter versuchen seine eigenen Antworten zu finden. Solch eine Inszenierung war zum Beispiel „The Turn of the Screw“ (Benjamin Britten) an der HfMT Felix Mendelssohn Bartholdy in Leipzig vom letzten Frühjahr. Bei einer Improvisation von mehreren Personen sieht sich der Besucher mit mehreren Ideen zur Problemfrage konfrontiert, muss diese ordnen und in Zusammenhang bringen. Eine Improvisation ist somit zwar schwerer verständlich, ist dem „normalen“ Leben allerdings viel näher als ein einstudiertes Werk, da immer der Überraschungseffekt besteht. Jeder Beteiligte reagiert hierbei mehr oder weniger natürlich auf ein aufgetretenes Problem. Ein weiterer nicht zu vergessender Aspekt ist der des aktiven Schauspielers, welcher die Möglichkeit bekommt durch eine zu spielende Rolle neue Gesichtspunkte und Lösungswege für die Lebensfrage zu finden. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie stark sich der Blickwinkel auf ein Problem durch eine Rolle verändern kann. Dies schafft eine Distanz zum Thema und entschärft so die Aktualität der Problematik.

Oft wird auch gesagt „das Leben ist wie eine Bühne“ mit dem Hintergedanken, dass unser Leben ein Schauspiel sei, das nicht endet bzw. erst mit dem Tod endet. Diese Vorstellung kann und möchte ich allerdings nicht teilen, da für mich die Begriffe Bühne und Schauspiel hauptsächlich mit Bühnenwerken im Zusammenhang stehen. Die obige Aussage würde für mich bedeuten, dass alles vorgeschrieben ist und ich mich meinem „schicksalhaften“ Leben nicht entziehen kann. In die oben genannte Vorstellung fließen auch Archetypische Gesellschaftsrollen mit ein. Den Vergleich dieser mit dem Theater möchte ich nicht angreifen, denn in der Tat kann man sich nur schwer diesen zugeteilten Rollen (Mutter, Kind, Schüler etc.) befreien. Aber jegliche Vorstellung eines aktiven Weltenlenkers, eines Regisseurs für die Welt oder eines Puppenspielers von dessen Fäden wir abhängig sind, lehne ich ab. Dies würde mich meiner freien Entscheidung und dem Sinn des eigenen Lebens berauben, der mir

in diesem Falle von dem „Regisseur“ zugeteilt wäre und somit ja nicht der eigene. Die Aussage „das Leben ist wie eine Bühne“ müsste umgestellt werden damit sie stimmig wird, „die Bühne ist wie das Leben“.

Der große Vorteil der Bühne besteht darin, sich Problemen bewusst annähern zu können, diese auch in Zeit und Raum zu versetzen und damit ihrer Präsenz zu entledigen. Dieses Verfahren kann sehr nützlich sein um die Subjektivität zu eliminieren und das Problem in einer zeitlich und örtlich losgelösten Umgebung objektiv zu bearbeiten. Dieser bewusste Umgang mit Fragen zum Leben ist im „wahren“ Leben ja nur schwer möglich, da man immer in Situationen gerät die nicht vorher durchdacht werden können, sondern aktueller Natur sind und sich so oft der objektiven Betrachtung entziehen. Die Analogie Leben/ Bühne stößt immer dann an ihre Grenzen, wenn sich der Betrachter nicht mit den Antworten identifizieren kann und das Werk mit den gegebenen Aussagen für ihn sinnlos wird. Auch bleibt die Bühne immer künstlich, alles wird initiiert und inszeniert. Der Realitätsanspruch kann nicht bewerkstelligt werden. Die Bühne wird immer Abbild des Lebens und dessen Problemen bleiben. So können gegebene Antworten zwar verstanden werden, aber die Umsetzung im Leben erweist sich teilweise als nicht möglich. Eine Reise als Adaption für das Leben, wie es in den letzten Seminarveranstaltungen besprochen wurde, kann hingegen als real bezeichnet werden, sie ist nicht entfremdet, sondern alltäglich. Allerdings hat jeder Mensch eine andere Methode sich Problemen zu nähern. Der erste wird handeln (sich auf eine Reise begeben), der zweite wird hören und sprechen (eine Diskussion anstreben) oder eben hören und sehen (wie es auf der Bühne geschieht) um seine eigene Lösung auf eine Frage zu erfahren. Somit hat also auch die Bühne als Abbild und Adaption des Lebens ihre Berechtigung und einen hohen Stellenwert.

Das Leben – ein Pfad durch die Wirren der Welt

Das Unterfangen, das Leben mithilfe einer Allegorie zu beschreiben, gestaltet sich spätestens auf den zweiten von klassischen (Drama), verführerischen (Pralinenschachtel) und romantischen (Ozean) Reminiszenzen befreiten Blick als nicht eben ganz einfach. Zwar soll eine Allegorie einen schwer darstellbaren Sachverhalt durch ein einfacheres, weniger detailliertes Bild illustrieren, jedoch mögen dabei möglichst viele Facetten des Gegenstandes berücksichtigt sein, auf dass die Allegorie keine einseitige Verkürzung sei.

Daher möchte ich, bevor ich die Allegorien-Suche beginne, versuchen, das Wesen des menschlichen Lebens etwas genauer zu umreißen, es fassbarer zu machen.

Zunächst einmal eine ganz banale Feststellung: Das Leben hat – wenn man den Glauben an die Wiedergeburt sowie Diskussionen hinsichtlich Abtreibung und Euthanasie über genaue Zeitpunkte unberücksichtigt lässt – einen Anfang und ein Ende. Zeit und Raum sind bestimmend - eine Person kann weder zur selben Zeit an unterschiedlichen Orten noch zu unterschiedlichen Zeiten am selben Ort sein.

Das Leben des Einzelnen ist zudem bestimmt vom Zusammenleben mit anderen; die Prägung durch Familie und Gesellschaft spielt eine wichtige Rolle bei der Bildung der Persönlichkeit, der Innenwelt – bzw. bei deren Nichtbildung. Durch Sozialisation werden spätere Konflikte und das Instrumentarium zum Umgang mit ihnen stark beeinflusst, auch unbewusste Wünsche und Wertvorstellungen der Eltern/Erziehenden werden vermittelt – der werdende Mensch erlernt das „Handwerk“ des Lebens, was freilich in unterschiedlichem Maß geschieht.

Auch der „erwachsene“ Mensch steht in vielfältiger, wechselseitiger Beziehung zu anderen und unter deren Beeinflussung, auf die er als soziales Wesen auch angewiesen ist. Diese anderen sind Teil seiner Außenwelt, die dem Menschen zunächst fremd und mehr oder weniger feindlich gegenübersteht – er muss sich mit ihr arrangieren, sich ihr anpassen, sie vermeiden oder bewältigen, um überleben zu können.

Durch die Fähigkeit der Reflektion und der Bildung des Bewusstseins ist es dem Menschen möglich, verschiedene Konsequenzen seines Handelns zu bedenken, Vor- und Nachteile gegeneinander abzuwägen und eine freie Entscheidung zu treffen. Frei bedeutet dabei im Rahmen seiner Persönlichkeit und unter Beachtung gesellschaftlicher Faktoren – wobei auch das Maß der dieser Beachtung unter die Entscheidungsfreiheit fällt.

Genug der Vorrede, nun das (vorläufige) Ergebnis der Allegorien-Suche.

Das Leben als ein Pfad, der durch die Wirren der Welt führt.

Dabei sind sowohl das Verb „führt“ als auch das Substantiv „Pfad“ irreführend: Denn ich möchte diese Allegorie nicht verstanden wissen als Weg, der von jemandem geschaffen ist, dem man folgt – ja, dessen Kreuzungen sogar nur „multiple-choice“-Aufgaben sind, die Entscheidungen wieder nur zwischen Vorgaben zulassen.

Vielmehr ist der Pfad in diesem Gedankenspiel erst ein solcher, nachdem ein bestimmter Mensch ihn gegangen ist, mit ihm quasi seine Spuren in der Welt hinterlassen hat – meistens individuelle, einzigartige Zeichen seines Daseins und Handelns.

Dem Leben gleicht der Pfad zunächst insofern, als dass er die Dimensionen des Raumes und die Linearität der Zeit wahrt; je weiter man ihn geht, desto älter, erfahrener wird man. Es gibt sicher die Möglichkeit, ihn zurückzuverfolgen, aber auch wenn der Mensch an eine bestimmte Stelle zurückkehrt, so ist diese nicht dieselbe, die Umgebung hat sich ebenso wie der Mensch selbst verändert.

Der Pfad beginnt in Begleitung derer, die maßgeblich an der Bildung der Persönlichkeit beteiligt sind; sie - also die Eltern, das engere gesellschaftliche Umfeld - schicken den werdenden Menschen auf einen bereits vorgefertigten Teil des Pfades. Er wird ihn zunächst ausprobieren, ihm folgen und sich früher oder später entscheiden müssen, ob er buchstäblich in die Fußstapfen der Eltern tritt oder ob er von diesem Pfad abweicht und sich seinen eigenen durch die Wirren der Welt bahnt. Natürlich kann er diese Entscheidung aufschieben, verdrängen und weiter den vorgefertigten Pfad gehen, wobei dieser nie derselbe sein kann, den seine Eltern gegangen sind – er ist an zeitliche Veränderung gebunden. Trotzdem bietet er - genauso wie auch alle anderen, von der Mehrheit der Gesellschaft breitgetretene Pfade – eine gewisse Überschaubarkeit, eine Orientierung.

Größere Schwierigkeiten, fremde Bedrohungen, aber auch neue, einzigartige Erfahrungen und Entdeckungen kann der erwarten, der den Mut aufbringt, den Pfad zu verlassen. Er muss öfter über sein Handeln nachdenken, öfter die Konsequenzen seiner nächsten Schritte bedenken, öfter von seiner Fähigkeit der Reflektion und seiner Entscheidungsfreiheit Gebrauch machen. Nicht immer kann er so – vermeintlich – klar seine nächste Wegstrecke überblicken, auch wenn er sich natürlich auch an bereits bestehenden Pfaden orientieren, sie verfolgen und auf ihre Eignung für sich selbst hin untersuchen kann.

Oftmals findet der Mensch auch unerwartet Hindernisse vor, die er abhängig von dem von ihm erlernten Umgang mit Konflikten umgehen oder bewältigen kann. Manchmal, wenn ein solches Hindernis unüberwindbar erscheint, auch die Möglichkeit der Umkehr ausgeschlossen ist, treten Erschöpfung und Verzweiflung auf, der Mensch ist versucht, sich hinzusetzen, um Kraft zu schöpfen, auf Hilfe, neue Hoffnung oder das Ende zu warten.

Auf beiden Pfaden findet der Mensch andere, die seinen Pfad vielleicht sogar mehrfach kreuzen, die einen ähnlichen Pfad, einen parallelen gehen, oder den Menschen sogar begleiten – manche ein Leben lang, andere nur ein Stück, bis sie oder der Mensch verschiedene Richtungen einschlagen. Manche dieser Menschen beeinflussen den eigenen Pfad, sie erzeugen Hindernisse oder helfen bei ihrer Beseitigung, sie verändern die Richtung des Pfades, geben Orientierung für die nächsten Schritte.

Verschiedene Perspektiven nimmt man entlang des Pfades ein; vieles erscheint im Rückblick klarer: Der Mensch kann seine Schritte reflektieren, so dass er andere Pfade erkennt, die er hätte gehen können um zum selben oder zu einem ganz anderen, vielleicht erstrebenerwerteren Ort zu gelangen. Je weiter man von einem Ereignis entfernt ist, desto weniger Details kann man erkennen, desto mehr kann man es dagegen innerhalb einer Landschaft zeitgleicher oder -ähnlicher Ereignisse betrachten in dem Bewusstsein, dass man zwar den Ort wieder aufsuchen kann, nie jedoch dieselbe Situation vorfinden wird – man nimmt seinen Pfad mit.

Die Frage: Wohin führt der Pfad? bleibt offen; sie ist zu einem gewissen Grad beantwortbar für diejenigen, die einen der ausgetretenen Wege verfolgen, diejenigen aber, die den eigenen Weg wählen, müssen ihre Richtung immer wieder neu reflektieren und gegebenenfalls ändern, sind immer wieder zur Entscheidungsfreiheit gezwungen. Nur im Rückblick können sie einen größeren Teil ihres Pfades überblicken, ihn in ihre nächsten Entscheidungen einbeziehen und schließlich ihn und ihren jetzigen Standort beurteilen.

Mit dem Tod endet der Pfad, die Spuren des Menschen dienen vielleicht noch zur Orientierung anderer - sie werden je nach ihrer Tiefe früher oder später blasser, bis sie verschwinden.

Das Leben ist wie eine Bühne...

Für mich persönlich eine der besten Vergleichsmöglichkeiten des Lebens überhaupt. Bereits der irische Schriftsteller und Poet Oscar Wilde stellte fest, dass „das Leben eine Bühne ist, nur dass die spielenden Rollen schlecht besetzt sind.“ Also hat auch er nach einem treffenden Vergleich gesucht und sich mit dem Sinn und der Bestimmtheit im Leben auseinander gesetzt.

Die Bühne steht für den Auftritt, den wir auf dieser Welt haben, die Frage, ob wir unsere Rollen aussuchen oder uns ihnen fügen müssen, steht genauso, wie die Frage, ob es Schicksal gibt oder ob es wahr ist, dass wir alles erreichen können, was wir wollen. Ob und wenn ja in wie weit wir unser Leben selbst bestimmen können, führt genau so der Frage nach Determination. Schon allein in diesem Punkt ist der Vergleich treffend. Am Anfang stehen wir, beziehungsweise werden wir auf die Bühne gestellt. Jemand schiebt uns vielleicht durch den Vorhang oder treten wir selbst hervor? Geblendet vom Licht, müssen wir uns erst an die merkwürdige Situation gewöhnen und wir sind auch neugierig! Wir erforschen alles ganz genau, zum Bsp. Wer im Publikum sitzt, ehe wir uns daran „erinnern“: *unsere Rolle!* Genau wie wir im Leben als Kind die Welt anders sehen, intensiver trifft es wohl, als ein erwachsener Mensch, der seiner täglichen Arbeit nachgeht und seine *verschiedenen Rollen* einnimmt, die Rolle der Tochter/des Sohnes, der Kollegin/ des Kollegen, oder die Rolle der Freundin/ des Freundes, um nur ein paar zu nennen. Die Bühne als Leben- sie steht für uns im Mittelpunkt und doch ist sie nichts ohne den Beleuchter, die Technik, das Publikum und die Mitspieler. Allein auf einer Bühne, nicht zu wissen, was wir tun sollen, wann unsere Rolle gefragt ist, scheint so unmöglich zu sein, wie als isolierter Mensch allein auf der Welt zu wandern. Wer kennt nicht die ungemütliche Vorstellung, in einer Stadt ganz allein zu sein? Wir funktionieren praktisch nur als Teil des Ganzen. Dort liegt ebenfalls das Problem der Determiniertheit des Individuums. Auf Licht und Technik haben wir keinen Einfluss. Gelegentlich zerbricht es uns auch beinahe den Kopf, wie all das funktioniert.

Und nicht umsonst gibt es den Vergleich „Wenn der Vorhang fällt“ als Metapher für den Tod. Hinter dem Vorhang existiert eine andere Welt, die wir nicht sehen, vorausgesetzt, dass sie existiert. Geprägt von dem, was wir auf der Bühne erleben, verlassen wir sie. Unseren Aufenthalt und dessen Dauer bestimmen nicht wir, selten zumindest den Abgang. Damit ist genauso wenig geklärt, ob dieser Auftritt nun sinnvoll war, wie die Frage wann es allgemein gültig oder individuell gesehen, sinnvoll wäre, noch die Frage was vor dem Bühnenauftritt war oder danach sein wird. Der Vergleich verdeutlicht auch, dass es nicht darauf ankommt, dies zu beantworten, sondern den Auftritt *nutzenswert* zu gestalten, je nach unserem persönlichen Gefühl. Interessant ist dabei auch die Rolle des Publikums, die meiner Meinung nach der großen Variable x in unserem Leben gleichkommt, die durchaus existiert, doch für die wir keine exakte Bestimmung geben können. Möglicherweise beschreibt sie Gott, das Schicksal, Mutter Natur oder auch das Ich. Was ist der Grund oder Sinn des Lebens? Auch diese Metapher bietet keine Antwort darauf. Also lasst uns so effektiv, wie möglich unsere Zeit auf der Bühne nutzen!

Bleibt nur noch zu hoffen, dass wenigstens nicht alle Rollen schlecht besetzt sind und Handlungsfreiheit für positive Überraschungen existieren...

Das Leben ist ein andauernder Zustand der Trunkenheit!

Das Leben ist

ein andauernder Zustand der Trunkenheit

Erwähnt man diese These im Beisein anderer, so kann man sich, wenn vielleicht auch nicht schallendem Gelächter, zumindest eines Lächelns oder Schmunzelns seiner Mitmenschen ziemlich sicher sein. Denn Trunkenheit wird in unserer Gesellschaft wohl hauptsächlich mit Alkohol verbunden und die Idee das gerade Alkohol etwas mit dem Leben zu tun hat scheint den meisten wohl etwas aberwitzig.

Welche Art von Trunkenheit hier auch gemeint sein mag, sie am Beispiel von Alkohol zu erklären scheint mir aus den genannten Gründen am besten und verständlichsten.

1. Ist unser Leben also eine Kneipentour (?),

mit dem Ziel irgendwann wieder nach Hause zu finden, was durch die fehlende Nüchternheit allerdings äußerst schwerfällt und lediglich die auf dem Weg angerammten Laternenpfosten lassen uns für einige Augenblicke innehalten?

Bestimmt nicht!!!

Alle Menschen (sind sie nicht behindert) sind mit 7 Sinnen (Sehen, Riechen, Schmecken, Hören, Fühlen, Gleichgewichtssinn, Geschwindigkeitssinn) ausgestattet.

Jede Sekunde unseres Lebens strömen eine Vielzahl von „Reizen“ auf uns ein, einige für uns wichtig andere vielleicht weniger, auf jeden Fall zu viele um alle mit gleicher Sorgfalt zu verarbeiten. Den auch die Vielzahl an flüchtigen Reizen hinterlässt ihre Spuren. Meiner Meinung nach, macht uns diese Überflutung an Reizen „Sinntrunken“.

2. Menschen als Gefäße gefüllt mit Flüssigkeit die uns trunken macht!

Nicht alle Reize werden uns als Wahrnehmung bewusst.

Wenn die Wahrnehmungen also der Alkohol sind, so sind wir, die Menschen, die Gefäße in die der Alkohol gefüllt wird. Man könnte auch sagen: „**Wir sind alle Flaschen!**“

Da sich aber die Wahrnehmung eines Menschen im Laufe seines Lebens erweitert und verändert, ist auch die Form der Flasche und damit ihr Volumen also Aufnahmevermögen wandelbar.

Zu Beginn unseres Lebens ähnelt das sinnbildliche Gefäß zur Aufnahme des

„Wahrnehmungsalkohols“ einer Piccolo-Flasche. Die kleine Größe mit entsprechend kleinem Volumen steht hierbei stellvertretend für das geringe Wahrnehmungs- bzw. Verarbeitungsvermögen eines Kleinkindes, im Vergleich zu einem Erwachsenen. Mit

zunehmendem Alter nähert sich die Flaschenform dann einer Magnumausgabe. Ab einem bestimmten Alter ändert sich jedoch nicht mehr die Form der Flasche, sondern deren Zustand. Die Spuren des Alters zeigen sich z.B. als Absplitterungen oder kleinere Löcher, bis die Flasche am Ende unseres Lebens schließlich völlig zersplittert.

Was der Alkohol und was das Gefäß ist, ist nun geklärt.

Es gibt also verschiedene Arten von Wahrnehmungen und auch so etwas wie unterschiedliche Güteklassen für Wahrnehmungen. Jede Wahrnehmung findet in einer bestimmten Situation statt, somit ist die Güteklasse in die wir eine Wahrnehmung „stecken“ situationsgebunden, aber auch abhängig von den eigenen Emotionen (Sympathie, Ablehnung). Schließlich ist für jemanden dem „speiübel“ ist, sicher die Wahrnehmung der nächsten Toilette weitaus wichtiger als die Innenausstattung des Raumes in dem er sich befindet.

Ich bin der Ansicht, dass unsere Flasche immer angefüllt ist, es fließen ja auch mit Beginn unseres Lebens Wahrnehmungen auf uns ein. Dieser Pegelstand kann sich jedoch ändern.

Das Leben als andauernder Zustand der Trunkenheit schließt ja nicht die Veränderung des Grades an Trunkenheit aus.

Bestimmte Wahrnehmungen können uns verändern, sie haben ihre Wirkung auf uns.

Deshalb halte ich es für sinnvoll, die Trunkenheit hier im Sinne von alkoholischer Trunkenheit zu verstehen, da sich die Wirkung von Wahrnehmungen somit anschaulicher erklären lässt. Der Trunkenheitszustand ändert sich also mit der Zunahme unterschiedlicher Wahrnehmungen oder deren Reduzierung w.z.B. in Ruhe- und Entspannungsphasen oder im Schlaf. Da aber nie das Einströmen von Wahrnehmungen aufhört (nie eine vollkommene Ernüchterung eintritt) ist die Flasche niemals leer. Der Pegelstand kann also in ruhigen Situationen niedrig sein oder schwächer bzw. stärker ansteigen.

Wie Wahrnehmungen unseren Trunkenheitspegel beeinflussen hängt natürlich davon ab, was wir „zu uns nehmen“.

So etwas wie gute oder schlechte Wahrnehmungen gibt es nicht, es handelt sich entweder um relevante Wahrnehmungen, welche aufgenommen eine Reaktion auslösen oder nicht relevante, die zwar verarbeitet werden jedoch keine Reaktion auslösen.

Welche Wahrnehmungen nun für uns relevant sind, hängt, wie schon gesagt von der Situation in der wir uns befinden und welche Emotionen diese hervorruft, ab. Sitzen ich in einer Philosophievorlesung so ist für mich die Wahrnehmung der Worte des Dozenten und die der dazu gezeigten Folien sicher mehr relevant als die Wahrnehmung bestimmter Merkmale meines Banknachbarn. Doch die Wahrnehmung ist auch vom emotionalen Interesse beeinflusst und so ist mir, statt den Inhalten der Vorlesung zu folgen, vielleicht mehr daran gelegen jegliche Merkmale der hübschen Studentin neben mir wahrzunehmen.

Die Trunkenheit mit der wir in unserer sinnbildlichen Flasche angefüllt sind ist mit Beginn unseres Lebens vorhanden und bis zu unserem Tod existent. Doch ähnlich dem Nil kann der Pegel steigen oder fallen, nie aber den Nullstand erreichen und uns vollkommen ernüchtern, weil uns das Leben ständig berauscht!

(2 Seiten)

Das Leben - ein Schachspiel

"Ein Schachspiel ist wie das Leben."

"Nein, das Schachspiel ist das Leben," Nicht nur der ehemalige Weltmeister Bobby Fischer fand schon lange großen Gefallen an dieser Analogie, das Leben als einen Kampf, Weiß gegen Schwarz, Gut gegen Böse zu betrachten.

Man hört häufig von Vergleichen, welche aussagen, dass wir alle Figuren in einem Schachspiel sind: manche Menschen scheinen wichtiger zu sein als andere und haben mehr (Bewegungs-) Freiheit. Im Prinzip dreht in diesem Krieg sich aber alles darum, den König zu schützen. Doch niemand ist gänzlich unwichtig, jeder Bauer trägt gewaltig zur Entscheidung einer Partie bei und was ebenfalls interessant ist, wenn man es auf die wirkliche Welt projiziert: Alles wird dokumentiert. Sicher gibt es auch Parteien, in denen die eine andere Figur weder zieht noch geschlagen wird, sodass sie bei der Dokumentation nicht explizit erwähnt wird, jedoch weiß jeder Betrachter, dass sie dennoch vorhanden und wertvoll für das Spiel ist. So hat also jede Figur, das heißt jede Person von Anfang an einen Sinn.

Doch meiner Meinung nach ist dieser Vergleich an vielen Stellen löchrig. Da hier das menschliche Leben im Allgemeinen als ein Schachspiel betrachtet wird, in dem jeder seinen Platz einnimmt, ist die Dimension, in welche man das Dasein steckt (mit nur 32 Spielfiguren) wohl ziemlich einengend. Auch spielt das Endlichkeitsproblem hier eine Rolle, denn eine Schachpartie dauert im normalen Wettkampf höchstens sechs Stunden, das Leben möchte man jedoch gern als ins Unendliche strebend betrachten. Zumindest ist es nicht der Fall, dass die Spielfiguren ständig ausgetauscht werden, wie es bei der Übertragung des Spiels auf das menschliche Bestehen der Fall sein müsste.

Aus diesen Gründen bin ich der Meinung, dass es nicht besonders gekonnt ist, diesen Vergleich zu ziehen. Jedoch denke ich, wenn man die Analogie anders wählt, nämlich indem man das Leben eines einzelnen Menschen als seine eigene Schachpartie betrachtet, entsteht ein weitaus vielversprechenderes Gleichnis.

Wie auch im Leben gibt es gewisse "Naturgesetze", welche einfach nicht durchbrochen werden können. So ist man zum Beispiel nie in der Lage, das Spielbrett zu verlassen. Darunter stehen gewisse Spielregeln, die man beachten sollte, wenn man erfolgreich durch die Partie/ durch das Leben kommen will. Natürlich kann man versuchen, diese Regeln zu brechen und dabei hoffen, dass der Gegner es nicht merkt. Aber Vorsicht: zum Beispiel im Blitzschach bedeutet ein unmöglicher Zug den sofortigen Verlust des Spiels.

Ähnlich wie das Leben eines Menschen, beginnt eine Schachpartie relativ einfach. Es gibt von "Experten" festgelegte Zugreihenfolgen, die man einfach ohne nachzudenken befolgen kann (natürlich nicht muss), mit welchen man sich aber immerhin eine recht gute Grundlage für die folgende Partie verschaffen kann. Doch bald wird das Spiel weitaus komplexer. Ein Gegner dieser Theorie würde hier vielleicht einwerfen, dass man in jedem Fall nur eine endliche Anzahl von Zügen hat, zwischen denen man sich entscheiden muss, während einem im Leben eine unendliche Anzahl von Wahlmöglichkeiten zur Verfügung steht. Allerdings darf man hier nicht nur die Züge an sich als Entscheidungen betrachten, denn man kann auf einer unendlichen Anzahl von Wegen zu seinem Zug kommen - sich schnell und

spontan entscheiden oder viele Varianten durchrechnen oder einfach mal eine Weile Löcher in die Luft starren. Und auch wenn man nur die "dokumentierte" Partie betrachtet, gibt es eine größere Anzahl von möglichen Zugreihenfolgen als Atome im Weltall und damit könnte nie ein Computer die "perfekte" Partie ausfindig machen - ebenso wie es unmöglich ist, das perfekte Leben zu führen.

Auch von dem Charakter einer Schachpartie kann man Parallelen zu dem Charakter des Spielers ziehen. Zahlreiche Statistiken belegen, dass zurückhaltende, schüchterne Menschen auch wenn es nur um ein Spiel geht, immer gern die sicheren Wege wählen und nie zu offensiv werden. Andererseits neigen Menschen, die auch im Leben gerne etwas wagen, häufig dazu, Figuren zu opfern, um sich einen positionellen Vorteil zu verschaffen. Wenn man eine Partie von Napoléon anschaut, sieht man, wie rücksichtslos er seine Figuren in die gegnerischen Reihen warf, ebenso, wie er Krieg führte.

Die Frage ist nun, wen man bei dieser Analogie als seinen Gegner betrachten sollte. Immerhin ist es erst das Spiel gegen jemanden anderes, was dem Ganzen den Sinn verleiht. Steht er als ein Symbol für die Gesellschaft, in der man lebt, stellt sich die Frage, warum es denn unbedingt ein Gegeneinander sein muss - es können nie beide gewinnen oder "die Freiheit des Einen hört dort auf, wo die des anderen beginnt". Aber würde man miteinander spielen können? Natürlich. Ich gebe zu, dann wäre der Sinn des Schachspiels etwas entfremdet, aber wenn es darum geht, eine so glanzvolle Partie wie möglich zu konstruieren, wäre Kommunikation zwischen den Parteien sehr sinnvoll, wie es auch in unserer Gesellschaft der Fall ist.

Mir ist aufgefallen, dass man, wenn man nur will, in jede Kleinigkeit des Schachspiels plausibel das Leben hineininterpretieren kann - mehr als hier Platz ist. Und deshalb beende ich meine Ausführungen mit einer alten Weisheit, die nun ganz andere Dimensionen erlangt:

"Weiß beginnt, Schwarz gewinnt."

(1 Seite)

LEBEN

(1 Seite)

So ist das Leben

Das Leben ist eine Achterbahn, wo die Gefühle wahllos fahren, mal rauf und wieder runter

Der Eine lacht der andere weint, vor Trauer und vor Glück,
doch bist Du einmal aufgesprungen, dann gibt es kein zurück.

Das Glück, es ist kein Würfelspiel, wo nur die sechs gewinnt,
hältst Du es fest mit viel Gefühl, es Dir nicht durch die Finger rinnt.

Die Oberflächlichkeit lass sein und auch die falschen Worte.

Sag nie einmal "Ich liebe Dich" und sei von falscher Sorte.

Das Leben ist ne Achterbahn, doch kannst Du erst mal richtig fahren
dann kannst Du alles lenken!

Sei ehrlich lieb und bleib Dir treu in allem Deinen Denken

Das Glück es ist kein Würfelspiel, bleib immer fair
gewinnst, so viel, geschieht auch nicht alles immer gleich,
eines Tages bist Du reich.

Bekommst es tausendfach zurück

die Liebe und dazu das Glück

Das Leben ist wie eine Achterbahnfahrt, die jeden Vergnügungspark vor Neid erblassen ließe. In bestimmten Situationen stellt sich mir die Frage, ob vielleicht jemand zu viele Loopings und Schrauben eingebaut hat. Man möchte aus der emotionalen Achterbahnfahrt einfach aussteigen können, um wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Aber solche Fahrten gehören zum alltäglichen Leben und finden irgendwann auch einmal ihr Ende.

Im Nachhinein betrachtet, kann man aus solchen durchlebten "Höllenfahrten" nur für das weitere Leben lernen - von den neu gesammelten Erfahrungen zehren.

Nach jeder Achterbahnfahrt kommen auch wieder Momente der Ruhe. Aber während dieser Zeit, wird einem schnell bewusst, dass dies oft langweilig und einseitig wird - die Sehnsucht nach unbekanntem Abenteuer wird erneut geweckt. Das Leben wird erst durch Achterbahnfahrten lebenswert. Man kann hierbei zwischen zwei Varianten unterscheiden. Die Fahrten können mal rauf und mal runter mal trübe und mal munter verlaufen. Sie sind nicht vorher einzuschätzen. Man ist gezwungen einzusteigen, ohne zu wissen, wo und wie die Fahrt enden wird. Im letzten Moment wendet sich oftmals der Verlauf.

Das Leben ist genauso wenig kalkulierbar wie eine Achterbahnfahrt. Man weiß nie, welche Attraktion sich hinter der nächsten Kurve verbirgt.

Keine Achterbahnfahrt kann man miteinander vergleichen. Überall lauern Hochs und Tiefs. Aber aussteigen lohnt sich auf gar keinen Fall - den Leben braucht diesen immer wiederkehrenden Adrenalinrausch!

(2 Seiten)

Der Faden als Metapher des Lebens

Für die Übertragung eines Bedeutungszusammenhanges in eine andere Wirklichkeit steht die Metapher. Ein direkter Vergleich zwischen Bezeichnendem und Bezeichneten ist bei der bildhaften Übertragung nicht nötig.

In mythologischen Erzählungen, die noch in Märchen wie Dornröschen zu finden sind, verdankt sich die Erschaffung des Kosmos und des Lebens den Großen Weberinnen. Sie webten mit Bedacht, auf dem Webstuhl des Lebens, das Schicksal der Menschen und die Verbindungen zwischen ihnen. Alle Göttinnen des Schicksals und der Zeit wurden als Spinnerinnen und Weberinnen gesehen. Die Weberin wurde manchmal auch als große Spinne dargestellt, die den Faden aus sich gebiert und damit die Lebenssubstanz aus sich hervorbringen kann. Die Welt wurde als ein Gewebe (Weltgewebe) empfunden, in das die Menschen eingesponnen wurden. Die Seele war mit einem silbernen Faden an den Körper und an den Kosmos angebunden. In der griechischen Mythologie kam den Großen Spinnerinnen oder Moiren - wie die Schicksalsgöttinnen noch genannt wurden - die Netzarbeit zu, die Arbeit an der Zeit, an der individuellen und an der kosmischen Raum-Zeit.

Klotho, Lachesis, Atropos sind die Namen der griechischen Spinnerinnen. Ihre Aufgaben sind metaphysischer, wie physischer Natur: Sie regeln den Lauf der Welt und des Kosmos, ihnen obliegt die Rhythmik der Zeit und des Schicksals. Auf der Spindel der Klotho wird der Faden des Lebens gesponnen, daß Maß, die Dauer mißt Lachesis und Atropos bindet, oder schneidet den Faden des Lebens entzwei. Sie arbeiten an der Schwelle zwischen Leben und Tod und regeln die Lebenskreisläufe, indem sie den Seelen nicht nur ihr Schicksal weisen, sondern sie auch in die Wiedergeburt entlassen. Klotho ist wörtlich übersetzt die Spinnerin, Lachesis die Loswerferin und Atropos die Unabwendbare.

Im zehnten Buch des Werkes der Staat von Platon findet sich ein Hinweis auf die Frage, inwieweit der Mensch vom Schicksal determiniert ist, beziehungsweise inwieweit dieser ein zufälliges, freies Leben führt: „Nicht euch wird ein Daimon erwählen, sondern ihr wählt euch euren Daimon!“. Es gibt ein das Leben lenkendes Schicksal sobald es frei gewählt worden ist.

Die Determination erfolgt durch die eigene Wahl, den eigenen Lebensweg. Hierfür steht der Faden, wobei die Spindel die Methode ist, singuläre Fasern, also Phasen, Episoden des Lebens zu verbinden. Ein Faden allgemein sind gedrehte, verbundene Einzelfasern, welche als Werkzeug zur Herstellung eines Gewebes dienen. Die Verwendung des Begriffes ist gekoppelt an die Herstellung des (Bekleidungs-) Stoffes und vor allem an das Schifffahrtswesen. Als Erkennungszeichen der Taue der englischen Marine wurde stets ein roter Faden eingewebt. Diese Handhabung verweist durchaus auf das Geschichtskonzept Hegels. Wenn man sich vor Augen hält dass, das ursprünglich mittelhochdeutsche Nomen *Vadem* „die ausgebreiteten Arme“ meint. Das Garn welches ein Mensch (speziell ein Seemann) zwischen seinen beiden ausgestreckten, ergreifenden Armen vermessen kann, nennt man Faden. Das Längenmaß Faden gilt noch heute in der Seefahrt.

Es geht also metaphorisch um die Tätigkeit des Menschen bezogen auf die Ergreifung seines Schicksals. Der Faden hat einen klaren Anfangs- und einen fixen Endpunkt der durch planmäßiges Handeln des Menschen eingeteilt wird.

Die etymologische Herleitung des Wortes verweist auf die beinhaltete Teleologie in dem Begriff Faden. Ein Ergreifen des Schicksals richtet die Handlungsoptionen, macht planmäßiges Handeln möglich. Berühren und Denken sind aufeinander bezogene Kategorien, wobei das Ergreifen der Trägersubstanz Sinn erschließt.

Hegels teleologische Geschichtskonzeption als roter Faden, der sich durch die Dialektik der Geschichte zieht, zeigt auf, dass das Großsubjekt Menschheit sich zusammensetzt aus den Teilen der einzelnen Impulse und deren Geistwerdung und Beitrag zu dem Ganzen. Wenn O. Spengler in der Einleitung des Buches der Untergang des Abendlandes schreibt: “Deshalb sehe ich den Prüfstein für den Wert eines Denkers in seinem Blick auf die großen Tatsachen seiner Zeit. Erst hier entscheidet es sich, ob jemand nur ein geschickter Schmied von Systemen und Prinzipien ist, ob er sich nur mit Gewandtheit und Belesenheit in Definitionen und Analysen bewegt – oder ob es die Seele der Zeit selbst ist, die aus seinen Werken und Intuitionen redet.“

Wenn Geschichte mehr als Sinngebung des Sinnlosen ist, dann ist ein Verweis auf die Teleologie, die Zweckmäßigkeit des Menschheitserkenntnisprozesses unumgänglich.

Weil der Faden des Lebens verdichtete Erfahrung ist und im Gewebe der Menschheit einen verfestigenden Platz hat. Die Frage ob der Menschheitsweber hier eine Struktur schafft, die verständlich als Ordnung ist, oder ob es zu einer Rhizombildung der menschlichen Verwirrung kommt, bleibt bestehen. Aber wie Platon erkannt hat, liegt dies in unserer Hand.

Der Ausweg aus den Wirren des Labyrinths, stellt die Verfolgung des eigenen Lebensfadens dar, da hier die Seele der Zeit geronnen ist und das eigene Schicksal offen liegt. Als mythologisches Beispiel möge Ariadnes Ausweg aus dem Labyrinth des Minotaurus dienen. Aus der geronnenen Metaphysik des Labyrinths führt der eigene Faden heraus, Orientierung erfolgt durch die Rückschau des eigenen Lebensweges.

(1 Seite)

Das Leben ein Computerspiel

Dass das Leben wie ein Computerspiel sein soll, klingt im ersten Augenblick irrsinnig. Aber ich will mit diesem Text versuchen zu beweisen, dass der Vergleich durchaus angebracht ist. Bevor ich genauer auf diese Analogie eingehe, will ich das Wort Computerspiel erstmal genauer definieren.

Ich denke da an ein bestimmtes Spiel, "Die Sims 2". "Die Sims" ist ein Strategiespiel, bei dem man Personen erschaffen kann und ihre Persönlichkeit, ihre Fähigkeiten und ihre äußere Erscheinung gestalten kann. Man kann ihnen helfen Karriere zu machen, Freundschaften zu schließen und sich zu verlieben. Kurz gesagt ist es möglich "Gott" zu spielen.

Obwohl der Spieler die Personen steuert, haben die Sims ein Eigenleben. Wenn sie zu müde sind, tun sie Dinge, die Kraft kosten, nicht mehr oder sie fallen vor Müdigkeit um und schlafen auf dem Boden. Wenn sie Hunger haben, gehen sie an den Kühlschrank und machen sich was zu essen.

Bei der Fortsetzung "Die Sims 2" wird ein neuer Sim als Baby geboren und erlebt dann alle Lebensstufen bis zum Tod. Dieser Ablauf erinnert mich sehr an das menschliche Leben. Man wird geboren, nicht freiwillig, sondern durch den Wunsch eines anderen. Dieser andere könnten die Eltern sein, die ein Kind wollen. Es kann aber auch eine höhere Kraft sein, ein Gott. Damit gibt es auch wieder eine Parallele zum Computerspiel, denn ich setzte anfangs den Spieler mit einer Art Gott gleich.

In dem Spiel können sich die Sims alles erarbeiten. Nur wenn sie arbeiten gehen, verdienen sie Geld und können ihr Haus mit neuen besseren Möbeln ausstatten. Aber auch das Essen muss gekauft und Rechnungen bezahlt werden. Die Sims können sich Haustiere halten, in der Stadt einkaufen oder in Urlaub fahren, genau wie im richtigen Leben. Wenn sie in ihrem Job aufsteigen wollen, müssen die Sims ihre Fähigkeiten erweitern. Im Prinzip kann man das Leben dieser erfundenen Figuren in weiten Teilen mit dem Leben eines realen Menschen vergleichen. Auch wir müssen arbeiten um uns etwas leisten zu können. Gewiss gibt es auch andere Möglichkeiten, um an Geld zu kommen. Die gibt es aber auch bei dem Computerspiel. Nur dass sich diese Möglichkeiten von Spiel und Leben nicht so richtig vergleichen lassen. Das ist eine Stelle, an der der Vergleich hinkt. Auf solche werde ich später noch genauer eingehen.

Wir können uns verlieben, heiraten und zusammenziehen. All das ist auch bei den Sims möglich. Doch auch alternative Lebensformen gibt es im Spiel wie Wohngemeinschaften und homosexuelle Lebensgemeinschaften. Die Figuren leben in einer Nachbarschaft, in der sie Freunde haben, aber auch Leute, die sie nicht leiden können. Mit Geschenken kann man die Sims für sich einnehmen. Also alles Dinge, die auch im realen Leben zutreffen.

Aber, wie ich bereits angesprochen habe, gibt es auch Stellen, an denen der Vergleich hinkt. Solche sind beispielsweise, dass man das reale Leben nicht abspeichern kann, wenn einem gerade ein Erfolg gelungen ist. Also kann man bei Misserfolg auch nicht einfach das Spiel abbrechen und zum gespeicherten Spielstand zurückkehren. Bei einem Computerspiel gibt es auch immer Codes, die einem in schwierigen Situationen helfen können. Sowas existiert im realen Leben leider nicht.

Bei den Sims gibt es einen Code, mit dem man Geld bekommt. So können sie sich trotzdem alles leisten, auch wenn sie nicht arbeiten gehen. So leicht ist das bei uns nicht. Im Spiel empfiehlt es sich manchmal einfach einen solchen Code zu benutzen, denn sonst kommen die sozialen Kontakte zu kurz. Wenn die Sims in einer Lebensgemeinschaft leben, reicht es wenn einer der beiden arbeiten geht. Das ist bei uns eigentlich auch ausreichend, auch wenn es oftmals drauf ankommt, was für eine Job der Alleinverdiener hat. Bei demjenigen, der viel arbeitet, kommen die sozialen Kontakte auch oftmals zu kurz. Da ist es schade, dass man dann nicht einfach einen Code eingeben kann und viel Geld bekommt, von dem man leben kann. Man könnte sich um die angenehmen Dinge des Lebens kümmern.

Aber eigentlich möchte ich kein Sim in einem Computerspiel sein. Denn viele Dinge sind nur im realen Leben möglich, für die es sich zu leben lohnt. Und dann ist da immer noch der Streitpunkt der äußeren Steuerung. Gibt es eine höhere Kraft, die uns auch im realen Leben steuert und hat diese Steuerung auch die gleiche Macht wie der Spieler am Computer?

(1 Seite)

Warum ist für mich das Leben am ehesten vergleichbar mit einem Theaterstück?

Das Leben hat ein Anfang und ein Ende. Dazwischen liegt eine Zeitspanne, die von dem „Besitzer“ des Lebens verschieden genutzt wird, aber auch genutzt werden muss.

Der Mensch ist also nicht immer der Regisseur seines eigenen Daseins, sondern muss sich auch an bestimmte Dinge anpassen, um seine Ziele zu erreichen.

Ich gehe hier von einem Menschen aus, der sein Leben unter bestimmten Zielen verwirklichen möchte und dafür eben Regeln befolgt, die ihn zu seinem Ziel auf legitime Art und Weise bringen sollen.

Natürlich gibt es auch die Sorte Mensch, die entweder unsicher sind, welche Erwartungen sie an ihr Leben stellen und somit keine konkreten Vorstellungen davon haben, welche Regeln sie wofür befolgen sollten; oder aber gibt es die Menschen, denen Regeln völlig gleichgültig sind.

Diese Menschen halten sich also nicht an das vorgegebene Drehbuch ihres Seins und spielen somit ihren eigenen Regisseur, ohne auf die anderen Akteure neben sich zu achten, die ohne die richtige Vorgabe des Kollegen ihren Einsatz nicht finden.

Daraus kann man schließen, dass diese „Eigenbrödler“ sich zwar von dem „Drumrum“ auf der Bühne nicht beeinflussen lassen, damit es jedoch den anderen Schauspielern erschweren, ihre Rolle spielen zu können.

Im Übertragenen kann man feststellen, dass im Leben der Mitmensch schwer mit dem „Eigenbrödler“ zurechtkommen wird, wenn er auf ihn angewiesen ist, da er nie wüsste, was von ihm zu erwarten ist.

Derjenige, der sich in seinem Leben nicht ganz schlüssig über seine Erwartungen an sich und sein Leben ist, würde auf der Bühne ständig seinen Text vergessen und nicht wirklich gut schauspielern können. Das liegt daran, dass er sich nicht im Klaren darüber wäre, wie er welche Passagen seines Parts betonen sollte, da er nicht sicher wüsste, welche Bedeutungen seiner Rolle und seinen Parts zugeschrieben werden.

Der Mensch, der konkrete Erwartungen an sich und sein Leben stellt, wäre ein ehrgeiziger Schauspieler, der sich über die Bedeutung seiner Einsätze in dem Gesamtwerk im Klaren wäre, also das Gegenteil des Unsicheren.

In einem Theaterstück treffen nun alle diese verschiedenen Charaktere aufeinander und sind auf den anderen angewiesen. Wenn nun einer den Text vergisst oder etwas anderes Unvorhergesehenes passiert, müssen die Darsteller improvisieren. Sie weichen vom Drehbuch ab, versuchen jedoch meist, ihm so nah wie möglich zu bleiben, um den Zusammenhang nicht zu verlieren.

Diese Komplexitäten treten wie beim Theaterstück ebenso im Leben auf und dies macht es aus: das Zusammenleben mit anderen Menschen und der Wunsch nach Verwirklichung der Ziele mit dem Beigeschmack des Unerwarteten und der Improvisation, um am Ziel dran zu bleiben.

Man sollte eben die Mitmenschen nicht außer Acht lassen, jedoch auch nicht vergessen, nach welchen Kriterien man sein Leben gestalten will.

Zwar kann man sich im Leben nicht den Anfang und das Ende aussuchen, außer Selbstmord, jedoch „das Dazwischen“ und man sollte es nach allen Möglichkeiten ausnutzen, um sein „Talent“ zu beweisen.

(1 Seite)

Das Leben ist...das Leben ist "nicht nicht" !

Eine Hausaufgabe in der Philosophie

Was ist das Leben? Oder genauer gesagt: Womit lässt sich das Leben vergleichen, was ist die treffendste Metapher für das Leben? Ich habe gesagt, dass das Leben "nicht nicht" ist - und das ist der einzige Vergleich, den ich anstellen kann. Außer natürlich der Reise, die kann auch ich als Metapher für das Leben akzeptieren: Immer wieder ist dieser Gedanke in der Literatur und der Philosophie aufgegriffen worden und durch Texte und Geschichten (wie auch die von Ihnen verfasste) veranschaulicht worden. Das Bildhafte macht mir den Vergleich verständlich. Aber das Leben als Ozean? Als Glücksspiel? Als Theaterstück? Das alles klingt schön und tiefgründig, doch ich habe es schon viel zu oft in Frauenzeitschriften, auf den Türen von Mädchentoiletten, auf Postkarten und auf den Tischen in der Hörsälen gelesen. Zu behaupten, dass das Leben wie diese Dinge sei, ist für mich Illustrierten - Philosophie. Denn was steckt wirklich tiefsinniges hinter diesen Metaphern?

Bevor ich aber die Vorschläge anderer Leute weiter schlecht mache, sollte ich vielleicht erklären, warum ich selbst "Das Leben ist nicht nicht!" gesagt habe: Ich denke, dass diese Tatsache vorerst die einzige ist, die ich weiß. Meine Existenz an sich zweifle ich also nicht an, auch die der anderen um mich herum nicht: dass es mich gibt, davon gehe ich erst einmal aus - denn mein Leben lässt sich fühlen und überdenken und genauso ist es mit dem Leben meiner Mitmenschen. In keiner Sekunde meines Lebens war ich mir unsicher über dessen Existenz. Denn gäbe es mich nicht, würde ich dann über mich nachdenken?

Und über die Existenz hinaus? Worin liegt der Sinn meines Lebens, woher kommt es und wohin führt es mich?

Dass das Leben nicht nicht ist, heißt zuerst einmal, dass es überhaupt ist. Und das allein ist eine Feststellung, über die man sehr lange nachdenken kann. Was heißt das, dass es ist? Was bedeutet das für seine Vergänglichkeit: Kann etwas, das einmal gewesen ist, für immer aufhören zu existieren?

Diese Gedankengänge sind, jedenfalls im Vergleich zu den anderen genannten Metaphern, sehr theoretisch. Wie soll man schließlich etwas verbildlichen, von dem nichts gegeben ist als seine Existenz allein?

Aber weil ich denke, dass das Leben zwar nicht völlig berechenbar ist, aber auch nicht so völlig fremdgesteuert wie eine Achterbahnfahrt, es zwar irgendwie schwer greifbar, aber nicht so unendlich weit und ewig wie das Meer ist, zwar unter den beobachtenden Augen vieler Zuschauer aufgeführt wird, aber Anfang, Mitte und Ende nicht von einem fremden Autor geschrieben wurden, deshalb sage ich nicht mehr, als das es überhaupt ist. Und das ist schon ganz schön viel!

Trotzdem finde ich die Metapher der Reise (ohne Ihnen schmeicheln zu wollen - sie haben den Vergleich schließlich nicht erfunden, Sie haben ihn uns nahe gebracht!) gut und richtig; um mein Leben in eine Art der Reise (Lehrreise, Erholungsreise, Weltreise?) einzuordnen, brauche ich jedoch noch ein bisschen Zeit. Sicherlich werde ich aber in den nächsten Jahren des öfteren darüber nachdenken, ob sich nicht noch ein anderer Vergleich für mein Leben finden lässt. Vielleicht habe ich bis dahin auch einige Tage wie einen Ozean verlebt, oder wie eine Runde Poker oder wie betrunken oder wie einen einzigen Schmerz. Dass aber mein ganzes Leben eines davon sein soll, dass kann ich mir im Moment kaum vorstellen. Wer intensiv fühlt und lebt, der kann das nicht immer in einem und demselben Zustand tun. Sollte es mir immer schlecht oder immer gut gehen?

Zwei Dinge weiß ich jedoch, nachdem ich so viele Fragen gestellt- und kaum Antworten gegeben habe: Zuerst einmal, dass es mir überhaupt irgendwie geht. Jedenfalls geht es mir nicht nicht. Und zweitens und genauso wichtig: Es werden noch viel mehr Fragen werden - denn wer nicht fragt, bleibt dumm!